Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 26 — Marburg i. H., den 28. Juni — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Gemeinde der Heiligen — Weltfrömmigkeit und Christentum 2 — Die Missions-Jahrhundertfeier in Herrnhut — Die Schulbibel. Zweites Stück — Christliche Gedanken zu den Konitzer Vorfällen — Der Kohlenarbeiterausstand in Oestreich — Stimmen der Heiden. Schluß — Zur Geschichte des geistlichen Schauspiels — Verschiedenes: Aus Shanghai und Tsingtau; Mission und Weltpolitik; Ein ungerechter Angriff — Anzeigen

Gemeinde der Heiligen

In welcher Christenheit er mir und allen Gläubigen täglich alle Sünde reichlich vergiebt . . .

Es ist wohl nicht rein die Schuld, es ist wohl mehr das Unglück vieler Menschen, daß sie keine Heiligen haben, und daß es ihnen mit ihren Erlebnissen geht wie den Heiden mit ihren Lieben: sie werden Teufel, sobald sie waren.

Das ist die einzige Einsamkeit, die ganz einsam ist, eine höllische Einsamkeit: die Einsamkeit des Menschen, dem seine Erlebnisse zu Qualen geworden sind. Wenn ihm das Glück irre fährt und er sucht die alten Wege, die Wege, die er gegangen ist, seit er Kind war, und nirgends zur Seite ein Baum, der ihm Schatten giebt, ein Bildstock, an dem er anbeten darf, überall nur zur Seite die offenen Gräber, aus denen die bösen Geister sich reckend auferstehen — — — — ich glaube, wir müssen mit allem Ernst und mit einer gewissen Absichtlichkeit darauf aus sein, unsre Erlebnisse hinter uns her zu heiligen, damit es vor uns her lichter und heiliger wird. Denn Nichts ja bleibt hinter uns zurück; Alles taucht vor uns wieder auf. Und unsre kleine Welt dreht sich geschwinder als die große Erde. Wir müssen also, glaube ich, mit einer gewissen Absichtlichkeit darauf aus sein, daß unsre Erlebnisse heilige Stätten werden, an denen wir anbeten können, wenn wir des Weges an ihnen vorüberziehen und daß — was ja fast dasselbe ist — die Menschen, die mit uns wanderten eine Strecke, uns zu Heiligen werden.

Wenn du die Menschen kenntest — besser, als du sie kennst, wenn du sagst: ich kenne die Menschen! — du würdest dich wundern, wie viele Heilige du haben könntest.

Bonus

Weltfrömmigkeit und Christentum

2. Die Weltverachtung

Jener „Geist der Jenseitigkeit," der, nach der Tradition, zum Wesen des Christentums gehören soll, gegen den sich aber ein junges Geschlecht von Christen empört: worin besteht er? wie kam er dem Christentum?

Er besteht zunächst in einer pessimistischen Stimmung der Natur und dem Leben — „der Welt" — gegenüber. Die Welt ist ein Jammerthal voll Unfrieden und Angst; aus ihm steigt die Sehnsucht des Christen in eine bessere Welt hinauf. Und selbst wo man nicht anders kann, als diese Welt sehr schön finden, gleich singt das fromme Gemüt:

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

Die Welt ist unheilig; ihr immer mehr abzusterben, nur für den Himmel zu leben, ist Pflicht der Frömmigkeit. Unheilig ist die Natur und unser natürliches Fühlen. Die menschlichen Triebe, die die Familienbande weben, unheilig sind sie. Und daß man sich ihrer nicht erwehren kann, ist sündige Schwachheit. (Zwar, wer es erlebt, der glaubt es meistens nicht, sondern hält dafür, daß sein Gefühl sehr heilig sei vor Gott. Dennoch aber bleibt jene Voraussetzung: „unheilig" bestehn und wirkt, verhängnisvoll, tief hinein in alles menschliche Leben.)

Aber das Alles ist ja nur eine letzte blasse Spur von dem, was einstens war! Einst malte der Geist der Jenseitigkeit ein finster grausiges Bild von der Welt, die unter dem Fluche ist! Ganz voller Sünde und Elend, ganz voller Krankheit und Bosheit, ganz reif zum Untergang. Zum mindesten mußte sie vom Teufel verderbt sein, wenn sie denn überhaupt von Gott geschaffen sein konnte. Sünde war es, sich ihrer zu freuen. Mit Erschütterung lesen wir, wie der fromme Augustin seinem Gotte klagt, daß er so leicht der Musik sich freue, und der Sonne sich freue, die das Leben mit verlockender gefährlicher Süßigkeit würzt; mit Schaudern erwägen wir, was das für eine Zeit gewesen sein muß, die solches für Sünde achten konnte! Damals galten die natürlichen Lebensbande als so unheilig, daß die Kinder alle verdammt waren, wenn sie nicht durch die Taufe auf übernatürliche Weise in Gottes Reich gerettet wurden — denn ihr Dasein war Schuld, waren sie doch durch Sünde in die Welt gekommen.

Wenn heute fromme Eltern tiefbewegt ihr Kind, die heilige Gottesgabe, Gott darbringen in seinem Heiligtum, das Herz voll Dank, und voll heiligen Gelübdes, das Kind mit treuer Erzieherhand zu führen auf die Bahn zu Gott, daß es ein Christ werde, folgend seinem Heiland, — und es weht ihnen aus den alten Worten des Taufaktes ein Hauch entgegen von jenem Geist, der da Erbsünde sühnen zu müssen glaubte am Natürlich-Geborenen: so berührt es sie wie ein grausiger Gruß aus einer fremden Welt!

Ja, aus einer fremden, aus einer untergegangenen Welt ein letzter, grausiger Gruß, das ist jener Geist der Weltverachtung und Naturverdammung, der, ob auch abgeschwächt und vielfach umgewandelt, doch unter uns noch mächtig ist. Er hallt aus jener furchtbaren Zeit herüber, da die alte Kulturwelt starb, — da eines Völkergeschlechtes Riesenleben seinen Herbst und seinen Tod erlebte. Todesgrauen, Verwesungshauch ist es, was in dieser Weltverzweiflung uns berührt.

Vorüber war die Zeit, da junge Völker — gesunde, kräftige Organismen, in sich selbst beruhend und Leben schaffend auf eigene Art — stolz und freudig zu ihren Göttern beteten und das Vaterland und die heimische Sitte verteidigten, trotzig und frei. Die stolze Eigenart hatte sich zersetzt, die Grenzen der Staaten waren geschwunden, in einem ungeheuren Reiche waren die Völker zusammengeflossen zu einer dumpfen, steuerzahlenden Masse, in der Blut und Denkweise und Religion sich vermischten, — das Selbstgefühl war tot, die Kraft war

tot, die Kunst war lange tot: da war die Hoffnung — Weltuntergang!

Das war die Zeit, da man an sich und der Welt verzweifelte, — und damals hatte man Grund dazu! Das war die Zeit, da man lernte, die menschlichen Triebe für böse anzusehn. Sie waren böse! Es war nicht mehr Kraft zu gesundem Fühlen; Alles, was an Gutem in den Menschen war, das lehrte sie, diese Triebe, dies Fühlen zu hassen und zu verachten, erneuen konnte sie sie nicht mehr. Aber nannte man das Verachtete „Natur," so war man im Irrtum! Es war die Entartung! Es war die Verwesung!

Der große Tod ging durch die Welt. Alles aber, was an Kraft des Lebens in den Menschen war, das hob sich aufwärts und schuf den Glauben an eine bessere Welt, an eine Welt des ewigen Lebens, des siegenden Lichtes — jenseits!

Wenn im Herbst das große Sterben durch die Natur geht, erstrahlt die Welt von freudigsten Farben, sodaß wir staunend fragen: „Natur, hast du so viel Freude, hast du so unendliche Schönheit, das Sterben damit zu schmücken?" So schmückte der Geist der Jenseitigkeit das Sterben der alten Welt. Und nie sind aus Menschengemüt Farben und Töne so rein, so leuchtend, so wundertief und selig erstrahlt, erklungen, als damals, da aus einer Welt voll Todesgrauens der Jubelruf erklang: „Es sind ja die Leiden dieser Zeit nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden!"

Jahrtausende sind dahingegangen, zwei Augenblicke der Ewigkeit! Eine neue Welt hat sich gebildet, hat sich lebendig geformt. Neue Volksindividualitäten, sich kräftig wider den Nachbar behauptend, haben sich selbst fühlen gelernt, wollen sich auf eigene Weise entfalten, Kultur erzeugen auf eigene Art. Mit der Kraft der stetigen Erneuerung junge, gesunde Organismen: es ist Frühling in der Welt.

Da hat der Geist der Jenseitigkeit seine Aufgabe erfüllt.

Und ließen die modernen Völker, kindlich, autoritätsgläubig, so lange sie unmündig waren, diesen Geist, den fremden, bisher auf ihrer Denkweise lasten, pietätvoll — ein rührendes Bild —, heute wollen sie ihn abwerfen: „Wir, wir fühlen so nicht!"

Wir können nicht mehr so fühlen! Für uns ist die Ursach nicht da! Schlimmes genug giebt es in unsrer Welt (es liegt an dem Unverstand unsrer Jugend, an der Roheit und Unreife dieser unsrer Vorkultur; — teils freilich ist es auch unheilvolles Erbe jener verderbten Welt der Ueberkultur, deren Anschauungen und Einrichtungen uns einst überkommen sind) — aber wir brauchen deswegen nicht zu verzweifeln; wir haben die Kraft der Neugestaltung! Denn wir sind jung!

Und sieh, es gehen heute Reformbewegungen durch die Zeit, die fordern Sittlichkeit im Namen der Natur! Die nennen, was Ueberdruß und Verachtung weckt, was mit Krankheit grauenhaft sich rächt, Unnatur und Entartung! „Was natürlich ist, das ist gut, das ist heilig, das ist göttlich! Lauscht der Natur, die laut und klar ihr ewiges Gebot spricht; lernt ihr gehorchen, in Selbstbeherrschung und Schönheit, — so wird sie euch lohnen mit Gesundheit und Glück!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Werfen wir den Geist der Jenseitigkeit ab, der mit seiner Weltverzweiflung und Naturverdammung in unsre Welt des freudigen Ringens nicht paßt, den fremden Geist, der uns so lange, unheilvoll, den Mut genommen, an die Güte der Menschennatur zu glauben, der uns die Kraft des Strebens gelähmt hat!

Müssen wir damit aber das Christentum abwerfen?

Gehört dieser Geist der Jenseitigkeit zum Wesen des Christentums?

Die junge Litteratur der Weltfreudigkeit antwortet tausendfach: Ja!

Das ist die christliche Lebensauffassung, welche die große, gesunde, starke Ueberzeugung der Antike von der Heiligkeit der Natur erschöpft hat .... Darum steht jetzt die christliche Lebensanschauung — seit sie ihre große Kulturaufgabe, die Entwicklung des Altruismus, erfüllt hat — als Hindernis für die einheitliche Anschauung da, aus der schließlich das Glück der Menschheit erwachsen soll. (Ellen Key, Essays. 1899. S. 26 f.)

Ich aber sage: Nein! Ist denn die Natur-Entfremdung und -Verdammung durch das Christentum in die Welt gekommen? Sie kam durch das Sterben der alten Kulturwelt. Das Griechentum, als es die große, starke Ueberzeugung von der Heiligkeit der Natur hatte, war Jugend! Und ging dahin, wie Sommerblüten welken, wenn der Herbst mit seinem Grauen naht. Als das Christentum kam, war die Verwesung und das Verwesungsgefühl schon überall da.

Und in Jesu Persönlichkeit — wunderbar! — war Nichts von Welken und Weltschmerz, von Verzweiflung und Naturverdammung. Da war Erbarmen und das Bewußtsein des Helfen-Könnens! Wohl hat er in der Ausdrucksweise seiner Zeit gesprochen, zum Segen derer, die ihm lauschten. Aber sein göttliches Auge sieht die Dinge alle in ihrem ewigen, natürlichen Sinn. Die Kinder hat er lieb und herzt sie. — er weiß Nichts davon, daß sie um ihres Daseins willen verdammt sind: ihrer ist das Reich Gottes! Die Ehe hat er gehoben und veredelt. „Aber er selbst war Cölibatär, und damit hat er bewiesen, daß er die Ehe nicht hoch hielt." Damit hat er Nichts bewiesen! Wie sollte Er der Heimat süße Freuden genießen! Ihn jammerte des Volks! Er durfte nicht haben, da er sein Haupt hinlegte, denn er mußte die Menschheit in ihre göttliche Heimat führen! — Mitten in einer Welt der Naturentfremdung hat er ein ganz reines Naturgefühl. Er blickt mit Freude und Bewunderung und Liebe in die Natur, und hört sie in Gleichnissen reden von seines Gottes Gedanken.

In ihm war nicht Verdammung und Verzweiflung. In dem Blick seines Auges, in dem Tonfall seiner Stimme — wo spürten wir je Etwas davon? Wir spüren den hohen sittlichen Ernst, — und die ewige Gottesfreude, die ewig auch Naturfreude und natürliches Gefühl ist. Er war in Herbsteszeit ein Gruß des ewigen Frühlings.

Die Weltverzweiflung kam durch das Christentum nicht. Sie kam durch den Herbst und den Tod. Das Unheilige war da, das Sündenverderbte war da, — — und siehe, da erschien eine Lebenskraft, die n a n n t e das unheilig und verderbt, und gab die Sehnsucht, und gab die K r a f t der Heiligung!

Die Lebensmacht, die noch in Herbst und Tod den Glauben und die Kraft des ewigen Lebens giebt, — die ist das Christentum.

In goldenen Bächen strömte sie aus von der Gestalt des Wunderbaren! Ja, wie ein Frühlingsgott ging er auf, über herbstlicher Welt! Er mußte grauenvoll sterben von den Herbstgewalten, — aber die Welt wußte es nun: Es giebt ein ewiges Leben!

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Herbst und Tod ist das ewige Leben aufgegangen als die Kraft, jenseits der verderbten Welt einen Himmel zu glauben, zu finden, — durch Unterdrückung des Natürlichen die Heiligung zu vollbringen. In einer Zeit des Werdens und kräftigen Aufwärtsringens wird diese selbe Lebensmacht lehren, in der Welt selbst, dieser geheimnisvollen, wunderreichen Welt des Werdens, den Himmel zu erschauen!

(Fortsetzung folgt) Gertrud Prellwitz

Die Missions-Jahrhundertfeier in Herrnhut

7.—9. Juni

Die Tage in Herrnhut waren Feiertage und sollten es sein, ein dankbares Zurückschauen, ein Sammeln der Kräfte, ein Zusammenschließen der Reihen, ein glaubensfroher Blick in die Zukunft. Man erwarte darum keinen Bericht von eingehenden Besprechungen und scharfen Auseinandersetzungen, keine Thesen und Resolutionen! Ja, es liegt im Wesen der Sache, daß man das Beste von solchen Tagen im Herzen mit nach Hause nimmt, denn das Wehen des Geistes, den Gluthauch starker Begeisterung, das sanfte Weben herzlicher Bruderliebe, das Alles haben wir wunderbar gespürt, aber wer wollte es zu Papier bringen! Dennoch darf man in doppelter Hinsicht von einer objektiven, wenn man so will, kirchengeschicht-

lichen Bedeutung dieser Feier reden. Auf sie sei hier hingewiesen.

Die Brüdergemeine hatte die Missionsgesellschaften zu dieser Feier eingeladen, und in Herrnhut wurde sie abgehalten. Nicht als ob sie einer Verherrlichung Zinzendorfs oder der Brüdergemeine dienen sollte! Gegen diese Deutung wurde aufs lebhafteste protestiert. Das Zinzendorfische Wort „Wir sind nur dazu, daß wir das Lamm erhöhn" war eines der ersten, das der Versammlung zugerufen wurde, und, ich darf wohl sagen, es blieb ihr ins Herz geschrieben. Gleichwohl dürfen wir hier die Thatsache konstatieren, daß die Brüdergemeine bei dieser Gelegenheit unschätzbare Vertrauensbeweise erfuhr. Schon die große Zahl der Festgäste war ein solcher Beweis; die meisten deutschen Missionsgesellschaften und Missionskonferenzen waren der Einladung gefolgt*), und viele Missionsfreunde waren aus freien Stücken herbeigeeilt. Wohl noch nie hat Herrnhut eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen. So mancher Redner konnte es bezeugen, wie ein stiller segensreicher Einfluß aus der Brüdergemeine auf seinen Lebensgang eingewirkt hatte. Auch die kirchlichen Behörden gaben ihrer Teilnahme zum Teil in sehr herzlicher Weise Ausdruck; der preußische Oberkirchenrat, das schlesische Konsistorium und das sächsische Landeskonsistorium sandten warme Grüße. Endlich fehlte auch die Anerkennung von seiten deutscher Wissenschaft nicht. Die theologischen Fakultäten dreier deutscher Universitäten waren in Herrnhut vertreten. Konsistorialrat Professor Kawerau dankte im Namen der Breslauer Fakultät für die Mitarbeit auf dem Gebiet der theologischen Forschung, Professor Mirbt aus Marburg brachte dem Direktor des theologischen Seminars in Gnadenfeld, Paul Kölbing, die Ernennung zum Doktor der Theologie, und aus Halle durften wir Professor Kähler, Hering und Warneck in unsrer Mitte sehen. Auch die hallischen Anstalten entsandten durch Geheimrat Fries ihren Gruß, so daß gerade Halle und Herrnhut, die einst traurig entzweiten Schwestern, besonders friedlich vereint erschienen.

Doch wozu dies Alles? Hat es nicht nur für die Brüdergemeine seine Bedeutung? Ich meine nicht, sofern es ein Beweis ist, daß es der Brüdergemeine, obwohl sie durch ihre Geschichte eine von den großen Kirchen losgelöste Gemeinschaft ist, nun fast 200 Jahre hindurch möglich gewesen ist, nicht Kirchen zerstörend, sondern aufbauend und fördernd zu wirken.

Sodann hat aber diese Feier uns auch gezeigt, daß die Brüdergemeine noch immer nach dem großen Gedanken Zinzendorfs geeignet ist zu einem Sammelplatz solcher, die sich sonst wohl ferner stehen. Auch in diesem Punkte war die Versammlung Mißdeutungen ausgesetzt; es ist von Unionsfanatismus geredet worden! Dem gegenüber wurde gleich bei der Begrüßung betont: Wir wollen keine Union, wir wollen nur eine unitas im Geist des Liedes: Herz und Herz vereint zusammen. Und so war es auch, von Union kein Hauch, aber eine wirkliche Geistesgemeinschaft. Und dazu trug gewiß bei, daß die Versammlung nicht in einer Großstadt tagte, umtost und kaum beachtet von ihrem rastlosen Treiben, sondern in einer Brüdergemeine, getragen von Gemeingeist. Jedes Haus hatte Gäste aufgenommen, man kam zusammen in dem hellen Gemeinsaal, der kein profanes Gebäude, aber auch keine Kirche ist, und eine Gemeine stand wirklich hinter der Versammlung, mitfeiernd und mitbetend.

Es war aber doch in erster Linie eine Missions-Jahrhundertfeier und darum liegt auch ihre Hauptbedeutung auf dem Gebiet der Missionsgeschichte. Und da war es die Macht des Missionsgedankens, die sie uns überwältigend vor Augen stellte. Er war es auch, der den telegraphischen Gruß des Evangelisch-sozialen Kongresses zu uns hinübertrug und ihn uns so wert machte. Und wenn wir vorhin davon sprachen, daß der Brüdergemeine eine einigende Kraft innewohnt, so hat sie das sicher nicht zum wenigsten dem Umstand zu verdanken, daß sie eine Missionsgemeine, „eine Arbeitergenossenschaft" sein will. Daß jede Zersplitterung der Kräfte, jede Uneinigkeit im eigenen Lager bei der Arbeit der Missionsgesellschaften aufhören muß, das kam sowohl in dem Vortrag Warnecks wie in dem Buchners zu kräftigem Ausdruck. „Solange die Christenheit der Welt diesen Thatbeweis der Liebe schuldig bleibt, wird ihrem Zeugnis von Christo der volle, die Mauern stürzende Klang fehlen!" Und der zweite Tag des Festes, an dem die Vertreter der verschiedenen Missionsgesellschaften von der Baseler bis zu der ostfriesischen, des Jerusalemvereins und des morgenländischen Frauenvereins, der Missionskonferenzen und der Seemannsmission zu Worte kamen und uns ihre Arbeitsfelder, ihre Kämpfe und ihre Siege, ihre besonderen Zwecke und Ziele vor Augen führten, war er nicht wie eine große Veranschaulichung des „Ritterrennens, da wir noch manchen Helden kennen, der mit uns auf den Wahlplatz zieht?"

Einer Jahrhundertfeier ziemt es, daß sie den Blick vorwärts und rückwärts wendet. Das thaten die Missionsgesellschaften in Herrnhut. Und dabei war einerseits zu beobachten, wie es keineswegs an Kritik der Vergangenheit fehlte. Warneck zeigte in seinem Vortrag deutlich die Richtlinien, in denen die Mission über die Arbeit der Väter hinausgegangen ist und weiter wird hinausgehen müssen. Es sei hier nur an die gesunde Vereinigung von Einzelbekehrung und Völkerchristianisierung, an eine sorgfältigen Pflege des Volkstums und die Gewinnung eines eingeborenen Lehrstandes, an das große Missionsproblem der Selbständigmachung der alten Missionsgebiete erinnert. Andrerseits war man ebensoweit entfernt von jeglichem Zukunftsrausch. Das Bild, das Buchner von der Zukunft entwarf, war eher düster zu nennen. Da war nichts von dem traumhaften Enthusiasmus moderner Missionsapostel, die mit fliegenden Fahnen die Welt erobern möchten, aber auch nichts von einem Vertrauen auf die klug berechnende Benutzung politischer Faktoren, auf äußere, irdische Machtmittel. Die Mission muß Glaubenssache bleiben, aber Sache eines nüchternen, langsam wachsenden Glaubens, der zuhöchst Gehorsam ist. Wenn irgendwo, so wird in der Mission das Grundgesetz des Reiches Gottes: „Durch Kreuz zur Krone" wahr bleiben. In die gespannten Erwartungen unsrer Tage, da die Mission populär zu werden beginnt, warf Buchner die Frage hinein: Wer hatte, als Jesu Popularität so groß war, daß man ihn zum König machen wollte, Gethsemane geahnt? Und so rang sich durch alles Lob für Erreichtes, durch alle Freude am Fortschritt doch immer wieder das heiße Flehen hindurch: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen! Gerhard Reichel

*) Leipzig, Herrmannsburg und Neuendettelsau, also gerade die streng lutherischen Gesellschaften, fehlten; das war wohl nicht zufällig. Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein war, als nicht zur Bremer Konferenz gehörig, nicht mit eingeladen. An den Herrnhutern hat das gewiß nicht gelegen. Aber warum die trefflichen Missionschristen sonst, die da mit entschieden haben, selbst bei solcher Gelegenheit so — menschlich sind! D H

Die Schulbibel

2

Die Landessynode von Weimar (1898) hat für den Schulgebrauch neben dem unverkürzten Neuen Testament für das Alte ein biblisches Lesebuch gefordert.

Auf der zweiten sächsischen kirchlichen Konferenz, die am 12. Oktober 1898 in Chemnitz tagte und von Geistlichen und Laien besucht war, sprach Schuldirektor Schumann aus Dresden über das Thema: Was ist inbezug auf die Bibel in der Volksschule zu erstreben? Er führte aus: An Stelle der vollständigen Bibel sei in der Volksschule ein biblisches Lesebuch zu gebrauchen. Nur nebenbei berührte er die sehr wichtige Frage: Wie ist zu verfahren, damit der Katechismus der Bibel nicht über-, sondern untergeordnet erscheint? Die Versammlung beschloß, auf Vorschlag des Superintendenten Meyer aus Zwickau:

Die sächsische kirchliche Konferenz erkennt die Forderung der Pädagogik als vollberechtigt an, für den Religionsunterricht in der Volksschule an Stelle der Vollbibel ein biblisches Lesebuch einzuführen, sieht im Gebrauch eines solchen keine Gefahr für die Kirche und bittet die Kirchen- und Schulbehörden, möglichst bald an die Ausführung dieses Vorschlags zu gehen.

Die Konferenz der evangelischen Religionslehrer an den höheren Unterrichtsanstalten Berlins und der Provinz Brandenburg verhandelte am 29. Oktober 1898 in Spandau über die Frage: Welche Ausgabe der Bibel soll dem Unterricht in der Heiligen Schrift von Quarta an zu Grunde gelegt werden? Professor Dr. Groß aus Spandau antwortete: 1. In den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten darf die Vollbibel nicht mehr als Schulbuch gebraucht werden. 2. Das Neue Testament kann unbedenklich in unverkürzter Gestalt auch mit Knaben gelesen werden. 3. Das biblische Lesebuch muß das Alte Testament in einem Auszuge und das entweder wenig verkürzte oder auch ungekürzte Neue Testament in einem Bande enthalten. 4. Wo in den Oberklassen das Alte Testament gebraucht wird, da kann die Vollbibel benutzt werden. 5. Als Ersatz für dieselbe ist das Biblische Lesebuch von Voelker und Strack, fürs Alte Testament auch das von Schäfer und Krebs, zu empfehlen.

Die Schrift von J. Erbach in Essen: (Ein wesentliches Kapitel aus dem Gebiete des weiblichen Bildungswesens, zugleich ein Beitrag zur Lösung der Schulbibelfrage. Essen, H. J. Geck 1898. 0,40 Mk.) tritt mit guten Gründen für den Gebrauch einer Schulbibel in Mädchenschulen ein, während Seminaroberlehrer Pastor Habermaß in seinem Handbuch des Bibellesens (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1898) die Schulbibel bekämpft: sie sei unnötig und nicht ganz unbedenklich, es liege darin ein Zugeständnis an die katholische Kirche, das Ansehen der Bibel werde geschädigt, es sei, wenn man einmal anfange zu kürzen, keine Grenze zu finden. Der Herr selbst habe durch Stellen wie Galater 1, 1—12 das Bibelbuch vor jeder Kürzung schützen wollen.

Direktor Professor Dr. Zange in Erfurt hat in seiner Didaktik und Methodik des evangelischen Religionsunterrichts (München 1897) sich auch über die Schulbibelfrage ausgesprochen. Der große Umfang der Vollbibel, die abweichenden Lesarten, die unzutreffenden Kapiteleinteilungen und Ueberschriften sind ihm die Gründe für den Gebrauch einer Schulbibel. Aber seine Besorgnis, daß die Schulbibel die Vollbibel verdränge, ist so groß, daß er nicht weiß, ob aus diesem Grund nicht alle andern Bedenken weichen müssen. Man solle die Vollbibel nur im Unterricht gebrauchen, halte sie sonst sorgfältig verschlossen, lasse die Knaben (der Mittelklassen) nie unbeaufsichtigt in der Klasse; der Lehrer bereite sich so sorgfältig vor, daß er nicht unversehens an gefährliche Oerter führe. So könne man wohl ohne Schulbibel auskommen. Von den vorhandenen Schulbibeln gebe er der Bremer den Vorzug.

Viel tiefer geht der Verfasser auf die Sache in dem Aufsatz ein, den er neuerdings im sechsten Band von W. Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik (1899) Seite 300 bis 319 veröffentlicht hat. Es ist nicht die Absicht, diese gründliche, die ganze Frage umfassende Arbeit im Auszuge hier wiederzugeben. Nur zwei Punkte wollen wir herausheben, die für ein evangelisches Gemeindeblatt von besonderem Interesse sein dürften: die gegenwärtige Stellung der Kirche zum Bibelunterricht der Jugend, und die Frage: Wird die Schulbibel die Vollbibel aus dem häuslichen Gebrauch verdrängen? — Allgemeines Priestertum, die Bibel ins Volk! das heißt nicht, Jeder muß die Bibel haben, sondern er darf sie haben; nicht: er muß Alles lesen, sondern lesen können; nicht, er soll jedes Buch, jedes Kapitel, jeden Buchstaben lesen, sondern: er soll lesen, was ihm zum Heile dient; das Recht, die ganze Bibel haben und lesen zu dürfen, schließt den freien Gebrauch, die freiwillige Beschränkung nicht aus. Daher sind Bibelauszüge durchaus statthaft, Alles ist gut zu heißen, was dazu dient, daß das Volk die Bibel lese — das heißt erbaulich lese, nicht theologisch, nicht kritisch, nicht wissenschaftlich oder sonst wie. Bibelauszüge sind darum besonders eine pädagogische Notwendigkeit. Theologische, dogmatische, kirchliche Sorgen sind nicht des Pädagogen Sache, dürfen ihn in seinem Suchen nicht irre machen. Solche Sorgen haben bei Herstellung von Katechismen und biblischen Geschichtsbüchern auch nicht gefehlt. „Dergleichen Sorgen dürfen wir getrost auf den werfen, der für uns sorgt,“ auch das Bedenken, ob die Schulbibel die Vollbibel verdrängen werde. Jedenfalls sei ein gelesener Bibelauszug mehr wert als eine nicht gelesene Vollbibel. Was aber thue die Kirche, um die der Schule entwachsene Jugend in die Bibel einzuführen? Hier klaffte eine ganz bedenkliche Lücke. „Wenn die Kirche diese ihre schwerste Schuld an unserm Geschlecht einlöst, so wird über Mangel an Verbreitung der Bibel nicht Ursache zu klagen sein, die Schule mag sich einrichten, wie sie will.“ Die Kirche möge daher für dieses Alter Fortbildungskurse einrichten und von deren regelmäßigem oder irgendwie erfolgreichem Besuch Paten- und kirchliches Wahlrecht abhängig machen. Ein lebendiger Glaube an den Herrn der Kirche und an die Macht seines Geistes wagt zu hoffen, die Einführung eines biblischen Lesebuchs werde nicht zum Hemmnis, sondern zum Förderungsmittel der Wertschätzung und Verbreitung der Bibel im Volke werden. Die Vertreter der Kirche können ihre Pflicht nicht auf die Schule abschieben, denn diese kann nur das Abece des Verständnisses lehren, das Uebrige muß die Kirche und das Leben thun. „Die Predigt genügt nicht; Bibelbesprechungen, sonderlich mit der der Schule entwachsenen Jugend sind ein dringendes Bedürfnis. Es wäre ein großer Segen, wenn die Kirche nicht mehr sagte: Wir können auf der Oberstufe der Volksschule auf den Gebrauch der Vollbibel nicht verzichten, sondern spräche: Wir dürfen uns mit dem, was die Schule an Bekanntmachung mit der Bibel zu leisten vermag, nicht begnügen.“ Es wäre ein großer Segen, fahren wir fort, wenn die Kirche endlich ihren Widerstand aufgäbe und der Schule freie Hand ließe, die Kinder aus der Bibel durch ein Lesebuch in den Katechismus einzuführen. Diese Einführung wird die Lust zum Bibellesen erwecken, und sind die Kinder Männer und Frauen geworden, so wird sich leicht die leider fast erloschene Sitte des häuslichen Bibellesens wieder entzünden. Zange fertigt zwar S. 307a die ab, die das glauben, sagt aber S. 314a sehr richtig:

> Der Gebrauch der Volksbibel im Unterricht ist ein Hindernis für die so wichtige Anregung zum Bibellesen, das Lesebuch dagegen kann ein Hauptförderungsmittel des häuslichen Bibellesens werden. Nicht nur die Ehrfurcht vor der Bibel: die Liebe zu ihr, zu ihrem Inhalt, der Umgang, die Vertrautheit mit ihr wird wachsen. Man wird wohl behaupten dürfen, daß ein fleißiges und freudiges, häusliches Lesen der Kinder aus dem Bibellesebuch doch vielleicht mancher Familie Anregung geben wird, zur alten, guten Sitte wieder zurück zu kehren.

Derselbe Band der genannten Enzyklopädie enthält auf Seite 319 bis 327 einen Abriß der Geschichte der Schulbibel von dem Unterzeichneten.

(Schluß folgt) Franz Dix

Christliche Gedanken zu den Konitzer Vorfällen

Wenn es schmerzlich ist, daß ein scheußlicher Mord wie der in Konitz an dem Gymnasiasten Winter verübte trotz monatelanger Anstrengung der Behörden noch nicht aufgeklärt worden ist, schmerzlicher, daß die Erregung der dortigen Bevölkerung aus diesem Anlaß sich zu ebenso sinnlosen wie verbrecherischen Exzessen gesteigert hat, so erscheint mir doch als das Schmerzlichste die Erfahrung, daß die christliche Presse so überaus wenig Verständnis für die solchen Erscheinungen gegenüber des Christentums würdige Haltung zeigt.

Ich habe dabei nicht die antisemitische Hetzpresse im Auge, von der Niemand viel Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit erwartet, weil sie es im Kultus des Vorurteils und im Fanatismus mit jedem „Judenblatt“ aufnimmt; ich weiß auch nicht genug von den Aeußerungen der katholischen Journalistik in Deutschland zu diesem neuesten Fall; aber in der Presse, die es liebt, sich als die berufene Vertretung echt kirchlicher Gesinnung bei uns zu betrachten, offenbart sich von den großen konservativen Zeitungen der Hauptstadt an, die „positiven“ Kirchenzeitungen nicht ausgeschlossen, bis herab zu den bescheidenen Provinzialblättchen, die die Regierungspolitik vertreten wollen, eine merkwürdige Einmütigkeit in der Sympathie für die Stimmungen des westpreußischen Pöbels.

Als charakteristisch, keineswegs als das Aergste im Ton,

greife ich da heraus eine Aeußerung in Nr. 137 des Reichsboten, der seinen Lesern mitteilt, zwei hallische Professoren, Kautzsch und Rothstein, hätten einem jüdischen Rabbiner auf eine betreffende Anfrage erwidert: „Die Unterzeichneten bestätigen gern, daß das Gerede von jüdischen Geheimschriften auf leichtfertigen Verdächtigungen beruht.“ Der Reichsbote verstattet mit bittersüßer Miene jenen Theologen, die Frage, ob im Judentum auf Grund von Schriften oder Ueberlieferung die Verwendung von Christenblut zu Religionsgebräuchen gefordert werde, zu verneinen, findet aber damit die andere Frage, ob ein alter Blutaberglaube unter den Juden existiere, gar nicht berührt. Aberglauben gebe es überall, auch unter Christen: „warum sollte es nicht auch im Judentum solchen geben?“ Es sei deshalb zwar unrecht, die jüdische Religionsgemeinschaft für solchen Aberglauben verantwortlich zu machen: „es ist aber auch thöricht, ihn kategorisch abzuleugnen und dadurch den Verdacht zu erwecken, als wolle man denselben beschützen, resp. verbergen.“ Wenn der Schreiber dieser Zeilen sich nicht vorher als unglaublich gedankenlos erwiesen hätte, so müßte man sein „aber auch“ als perfide bezeichnen. Denn der gläubige Leser wird doch nun, um nicht thöricht zu heißen, die Existenz solchen Aberglaubens kategorisch anerkennen und mit den Konitzer Synagogenstürmern ihn dort zu entdecken trachten, d. h. aller unbefangenen Wissenschaft zum Trotz die leichtfertigen Verdächtigungen, die die große Masse so gern glaubt, auch sich aneignen; er wird sogar, vermute ich, annehmen, es fehle nicht an Christen, die einen jüdischen Blutaberglauben beschützen möchten, indem sie ihn leugnen — vielleicht bis sie ihm auch einmal zum Opfer gefallen sind. Es sei, belehrt uns der Reichsbote, gar nicht behauptet worden, daß das Judentum die Verwendung von Christenblut zu Religionsgebräuchen fordere; es sei immer nur davon die Rede gewesen, daß es im Judentum einen traditionellen Aberglauben gebe, der sich an die blutigen Sühneopfer, namentlich das Osterlamm, anschließt, und der die Sühne desto wirksamer zu machen hoffe, wenn er Jehova das Blut von Nichtjuden, namentlich Christen, opfere, die wie Christus selbst in fanatischen Traktaten des Talmuds als Feinde Jehovas besonders gehaßt und als zur Vernichtung bestimmt angesehen werden. Der Schreiber jener Zeilen weiß also weder, was Professor Rohling in Prag, die oberste Autorität aller in solchem Wahn Befangenen, behauptet hat, noch was die Menge in Konitz behauptet: sie will an den Juden Rache nehmen, einfach weil sie überzeugt ist, im Judentum sei Christenblut für Religionsgebräuche erforderlich; darum treffe jeden Juden mit Recht die Lynchjustiz. Das, was nach Wissen des Reichsboten wirklich behauptet worden sein soll, unterscheidet sich von dem Andern zudem kaum sichtbar, nur daß es eine bodenlos „thörichte“ Hypothese hineinbringt: ein traditioneller Aberglaube im Judentum hoffe, die Sühne seiner blutigen Sühneopfer desto wirksamer zu machen, wenn er dabei Christenblut opfere! Wo aber opfern denn Juden seit den Zeiten der Apostel noch blutige Sühneopfer, noch Osterlämmer, die sie desto wirksamer zu machen hoffen könnten? Erst im späteren Mittelalter taucht die früheste Spur dieses Verdachts gegen die Juden auf, damals war ihr Tempel und all ihr Opferwesen seit mehr denn 1100 Jahren verschwunden, nun soll sich daran noch dieser Aberglaube anschließen? Oder rührt er vielleicht aus den vorchristlichen Zeiten her und wäre so viele Jahrhunderte hindurch den Christen entgangen? Dann bleibt mindestens auffallend, daß paläſtinische Juden wie Jesus und seine Zwölfe nie Anlaß gefunden hätten, gegen diesen traditionellen Aberglauben zu protestieren — oder sollte er ihnen geradeso wie später allen ehrlichen und urteilsfähigen Proselyten ganz entgangen sein?

Selten hat eine „Frage“ einfacher als diese gelegen, und die Unwissenheit hat auch keine Entschuldigung mehr, seit Hermann L. Strack's Schrift über den Blutaberglauben vorliegt, deren Neubearbeitung (Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der „Volksmedizin“ und des „jüdischen Blutritus.“ München, Beck, 1900. 2,50 Mk.) mir fast überflüssig vorkam. Dem Reichsboten wird dieser Gelehrte ja unverdächtig sein, wir würden ihm das Buch zu etwas eifrigerem Studium empfehlen, wenn wir solchen festen Glauben für durch Gründe überwindlich hielten. Strack hat trotz manchen Mängeln seiner Darstellungsweise und seiner Stoffauswahl über jeden Zweifel erhoben, daß die jüdischen Gesetze und zwar die talmudischen ebenso wie die biblischen jenem Blutaberglauben direkt entgegen sind und daß seine Existenz bei Juden gerade bisher am wenigsten glaubwürdig erwiesen worden ist.

Was übrig bleibt, ist also Folgendes: es giebt seit uralten Zeiten bis heute allerlei Blutaberglauben; wie unter Christen kann er sich auch unter Juden finden. Es wäre bei dem Haß zwischen Juden und Christen denkbar, daß für gewisse Zwecke gerade Christenblut einem fanatischen Juden als das kostbarste Heilmittel für Leib oder Seele erschiene. So kann den Mord in Konitz ein Jude vollzogen haben, falls ein andres Motiv, Rachbegier, Raubsucht, Wollust, absolut ausgeschlossen ist und die Thäterschaft des Juden feststeht, aus pseudoreligiösem Aberglauben. Indessen kann ihn aus ähnlichem Aberglauben auch ein dortiger Christ vollzogen haben: in keinem Fall ist Christentum oder Judentum, in keinem aber auch die Konitzer Christengemeinde insgesamt oder die dortige Judenschaft als solche für den Mord verantwortlich.

Einst, im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., war in der Heidenwelt „davon die Rede,“ daß das Christentum die Verwendung von Menschenfleisch zu Religionsgebräuchen fordere; empört haben das die Verteidiger des neuen Glaubens abgewiesen. Was würden sie wohl zu Freunden gesagt haben, die nach dem Muster des Reichsboten vorurteilslos und kritisch die Religionsgebräuche bei ihnen freigesprochen hätten, aber fortgefahren wären: man könne doch nicht thörichterweise kategorisch ableugnen, daß es im Christentum einen traditionellen Aberglauben gebe, der sich an ihr blutiges Sühneopfer anschließe und dessen Kraft zu steigern hoffe, wenn er das Blut vielleicht unschuldiger Kinder hinzufüge? Ueber die ewigen Qualen der zur Vernichtung bestimmten Feinde des Herrn enthält ja auch das Neue Testament so harte Aussagen, daß man aus ihnen einen „Haß gegen die ganze Menschheit“ als urchristlich herauslesen konnte; die fanatischen Traktate des Talmuds hier heranzuziehen ist wahrlich nicht sonderlich weise.

Aber erschütternd ist die Mangelhaftigkeit der Logik und der sittlichen Vornehmheit zugleich, die, weil es im Judentum Blutaberglauben geben kann, für einen der leider zahlreichen Fälle, wo eine Mordthat ungesühnt zu bleiben scheint, nun das Mögliche als wahrscheinlich und bald auch als wirklich nimmt, einen Juden als Mörder ansetzt und im Eifer für Gerechtigkeit lieber alle Juden in der Stadt, in der Provinz umbringt und ihre Gotteshäuser plündert, statt jenen Einen, wie man es leider bei so vielen Andern thun muß, dem ewigen Richter allein zu überlassen. Der Reichsbote wird antworten, er habe ja die Konitzer Tumulte nicht mitgemacht und wolle sie auch nicht rechtfertigen. Fast hoffe ich noch, er wird es nicht antworten. Denn in einem Moment, wo die urteilslose Menge, weil sie einen Schuldigen, wie immer, haben will, aus Aberglauben — denn Beweise für die Existenz dieses Blutaberglaubens unter den Konitzer Juden besitzt sie nicht — über die ganze Judenschaft herfällt, wo unter den Folgen dieser blindwütigen Erregung immer weitere Distrikte leiden und die Geister sich immer bedenklicher an ihre Einbildung anklammern, ihnen erklären: Es wäre thöricht, eure Annahme kategorisch als Aberglauben abzuleugnen — heißt den Verdacht erwecken, als wollte man jenen Aberglauben des christlichen Pöbels begünstigen, ja es heißt ihn aufs stärkste unterstützen. Wenn die Männer, die das Volk in christlichem Geiste führen wollen, es indirekt in seinen wilden Instinkten, die niemals der Sache nützen, wohl aber ihm selber schwer schaden, durch Entschuldigung und Rechtfertigung bestärken, was kann dann vom Volk erwartet werden?

Breite Kreise der Kirche — denn leider stehen hinter der konservativen Presse noch gewichtigere Potenzen — im Bunde mit Unwissenheit und Leidenschaft: wo doch gerade im Kampf mit dem Judentum das Christentum durch reinere Erkenntnis

und Unbefangenheit des geschichtlichen Urteils, durch den ernsten Willen und die Kraft die Massen zu erziehen, seinen Vorrang beweisen sollte! Volkstümlich und modern mag heute solch eine Ja=Nein=Verleumdung in Sachen des Blutaberglaubens sein, christlich darf sie niemals heißen. Jülicher

---

Der Kohlenarbeiterausstand in Oesterreich

Aus Oesterreich

In Oesterreich gesellte sich im verflossenen Winter zu den das Reich seit Jahren zerrüttenden nationalen Wirren noch die Aufregung des großen Kohlenarbeiterausstandes. Beachtenswert, wenn auch wenig erfreulich in seinem Verlauf, seinen Begleiterscheinungen und seinen Folgen, ist er wohl einer kurzen Besprechung auch an diesem Orte wert.

Der Ausstand war der längste und größte, der bisher in Oesterreich stattgefunden hat; er währte nahezu vier Monate und umfaßte zur Zeit seiner größten Stärke nahezu 70000 Arbeiter, die verschiedenen Nationen und Parteilagern angehörten, Deutsche, Tschechen und Polen, Sozialdemokraten, Nationale und Christlichsoziale. Veranlaßt wurde der Streik durch den Umstand, daß die Werksbesitzer im Herbste des Vorjahres, wie schon wiederholt in früheren Jahren, eine namhafte Erhöhung der Kohlenpreise eintreten ließen, während die Lage der Kohlenarbeiter seit sechzehn Jahren nahezu keine Besserung erfahren hatte. Die Arbeiter verlangten deshalb einen Anteil an dem durch ihre beschwerliche und gefahrvolle Arbeit erzielten reichen Gewinne, nämlich eine Lohnaufbesserung, und vor allem eine Verkürzung der bisherigen Arbeitszeit (Einführung der Achtstundenschicht, besonders im unterirdischen Betrieb). Die Werksbesitzer lehnten in schroffster Weise jegliche Verhandlung über diese Forderungen ab, und so traten die Arbeiter im Dezember des Vorjahres in den Ausstand, der sich auf fast alle österreichischen Kohlenwerke, besonders jene in Böhmen, Mähren und Schlesien, erstreckte.

Der Zeitpunkt war sehr günstig gewählt, und viele Umstände wirkten zusammen, die einen erfolgreichen Ausgang für die Arbeiter zu verbürgen schienen: die strenge Winterzeit; der gesteigerte Bedarf der Industrie, dem die Werke bei vollem Betrieb kaum genügen konnten; die infolge des Ausstandes eintretende allgemeine große Kohlennot, die viele Industrielle zwang, ihre Fabriken und Betriebe ganz oder teilweise einzustellen, die z. B. in Prag eine zeitweilige Unterbrechung des elektrischen Tramwayverkehrs und eine Schließung vieler Schulen zur Folge hatte, ja die für das ganze Reich zu einer schweren Kalamität zu werden drohte; die Sympathien der Bevölkerung, die im Hinblick auf die ausbeuterischen Preissteigerungen die Forderungen der Arbeiter als vollberechtigt anerkannte; die Ruhe und Ordnung der Arbeiter, die alles gewaltthätige Auftreten vermieden und mit Besonnenheit ihre Forderungen vertraten. Alle diese Umstände ließen die Aussichten für die Arbeiter als überaus günstig erscheinen.

Trotz alledem war das Endergebnis ein vollständiger Sieg der Kohlenwerksbesitzer und Unternehmungen. Sie nützten nicht nur die Kohlennot dazu aus, alle vorhandenen Kohlenvorräte, selbst die schlechtesten Sorten, ja sogar große Massen von Kohlenstaub, die sonst unverwendet liegen geblieben wären, zu verkaufen, nein sie konnten auch nach Beendigung des Streikes neuerdings eine enorme Steigerung der Kohlenpreise eintreten lassen, während die Arbeiter, die nach Erschöpfung aller Hilfsquellen endlich den Ausstand notgedrungen einstellten, fast gar keine Zugeständnisse erhielten, vielmehr fast durchwegs zu den alten Bedingungen ihre Arbeit wieder aufnehmen mußten.

Dieser kaum erwartete, für die Arbeiterschaft so ungünstige Ausgang erklärt sich vor allem durch die gewaltige Kapitalskraft der Werksbesitzer und durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihre Macht zur Geltung brachten, alle Verhandlungen, jegliches Zugeständnis schroff ablehnten und, frei von allen Regungen eines sozialen Gewissens, den einseitigsten Interessenstandpunkt hervorkehrten.

Gegenüber dieser brutalen Koalition einiger weniger, allerdings sehr reicher, auch hochgestellter Besitzer bewies die Regierung eine auffallende Unentschiedenheit, Nachgiebigkeit und Schwäche. Sie sandte wohl in die Hauptausstandsgebiete einzelne höhere Beamte, um die Verhältnisse zu erkunden und eine Verständigung zu versuchen, aber sie vermochte nicht einmal überall, die Besitzer zur Beteiligung an den im Gesetz vorgesehenen Einigungsämtern zu verhalten. Sie lehnte ein entschiedenes Eingreifen, besonders die mehrfach beantragte Verstaatlichung oder wenigstens Sequestration der Werke vollständig ab; sie ließ, nachdem der Ausstand bereits sieben Wochen gedauert hatte, durch den Ackerbauminister im Parlament die Erklärung abgeben: in einer Frage von so einschneidender wirtschaftlicher Bedeutung müßten erst die sorgfältigsten Studien gepflogen werden, damit nicht durch Uebereilung ein Gesetz geschaffen würde, das für den Bergbau und im Zusammenhang damit auch für die gesamte Industrie und für die wirtschaftliche Lage des Staates selbst die verhängnisvollsten Folgen haben könnte.

In greller Weise trat auch die Schwäche und Zerfahrenheit des Abgeordnetenhauses zu Tage. Wohl war anläßlich des Ausstandes die Obstruktion ausgeschaltet worden; von neun verschiedenen Seiten wurden Anträge zu Gunsten der Arbeiter gestellt; es kam zu überaus scharfen Angriffen auf die kapitalistischen „Ausbeuter und Raubritter;“ ein eigener sozialpolitischer Ausschuß wurde beauftragt, in kurzer Zeit Bericht zu erstatten und Anträge zu stellen. Aber auch der Ausschuß kam über Studien, Erhebungen und Resolutionen nicht hinaus. Ein Gesetz zu Gunsten der Arbeiter kam nicht zu Stande, nur eine Aufforderung an die Regierung, „ihren ganzen Einfluß daran zu setzen und mit aller Entschiedenheit einzuschreiten, um den Arbeiterausstand ehestens mit gehöriger Rücksichtnahme auf die gerechten Forderungen der Bergarbeiter im Interesse der gesamten Bevölkerung zu beenden.“ Ein der liberalen Partei angehöriger Redner (Demel von Teschen) trat geradezu für die Grubenbesitzer ein, erklärte die Lage der Arbeiter für ganz günstig, berechnete das große Einkommen, das eine Arbeiterfamilie durch die gemeinsame Arbeit aller Familienglieder erziele, und behauptete schließlich, bei der außerordentlichen Belastung des Bergbaues und bei der Schwäche der Industrie habe Oesterreich keinen Grund, mit den reformatorischen Ideen an der Tête zu marschieren. Allerdings zog sich dieser Redner eine scharfe Abfertigung seitens eines ernsten national=ökonomischen Forschers, Dr. von Roschmann (deutsche Volkspartei) zu, der erklärte: nur mit tiefster Beschämung sei er diesen Ausführungen gefolgt, deren Argumente bereits vor 125 Jahren Adam Smith als nicht stichhaltig zurückgewiesen habe. Roschmann trat in wirkungsvoller Rede für die Arbeiter ein, die, „um ihre bessere Existenz kämpfend, das Beispiel von Selbstlosigkeit, Treue, Freiheit und Eintracht, von Ruhe und Ordnung geben, während wir auf anderen Seiten in großen Zeiten kleine Männer und Alles zerfahren und zersplittert sehen.“

Auch im böhmischen Landtag kam es infolge des Kohlenwuchers nach Beendigung des Ausstandes zu langen Debatten und scharfen Anträgen; aber die nationalen Wirren erwiesen sich auch hier als ein Hindernis wirklichen Schutzes der Arbeiter, sowie der ausgebeuteten Bevölkerung und Industrie.

Vielmehr zeigte sich gelegentlich einer vom Ackerbauministerium einberufenen Kohlenenquete in Wien, daß die Werksbesitzer nach wie vor entschlossen sind, ihren kapitalistischen Standpunkt festzuhalten. Wiewohl die Vertreter der Industrie mit allem Ernst auf die große Schädigung hinwiesen, die sie durch die enorme Steigerung der Kohlenpreise erleiden, kehrten die Werksbesitzer in geradezu zynischer Weise ihren Egoismus hervor und erklärten, es sei ihre Pflicht, die guten Zeiten auszunützen.

So ist durch die rücksichtslose Machtausnutzung seitens der Gewerken, wie durch die Schwäche der Regierung und Volksvertretung jegliche Besserung der Arbeiterverhältnisse vereitelt worden. Die Arbeiterschaft ist nicht beruhigt und versöhnt, sondern gereizt und verbittert, notgezwungen, zur Arbeit zurückgekehrt, und nicht ohne Grund muß man besorgen,

daß der sozialdemokratische Abgeordnete Daszynski Recht behält, der im Abgeordnetenhause sagte:

Wenn die 70000 Arbeiter gedemütigt, gebrochen, in den Boden hineingetreten wieder ihre Arbeiten aufnehmen müssen, dann wird man doch nicht hoffen, daß sie das Alles vergessen! Man wird es doch nicht für möglich halten, daß der größte Ausstand, den Oesterreich erlebt hat, wegen der bureaukratischen Zaghaftigkeit der Regierung und des hartnäckigen Widerstandes der Gewerken spurlos vorübergehen wird! Nein, dann wird man statt einer friedlichen organisatorischen Einrichtung wieder den verkappten Anarchismus in diese Klassen bringen, den wir im jahrzehntelangen Kampfe endlich bezwungen und in eine nützliche, organisatorische, gesellschaftliche Kraft umgewandelt haben.

J B

Stimmen der Heiden

3 *)

Der eigentliche Vernichtungskampf gegen das Heidentum beginnt unter den Söhnen Konstantins. „Der Aberglaube soll aufhören, die unvernünftigen Opfer sollen abgeschafft werden," so verordnete Konstantius im Jahre 341 unter Androhung der Todesstrafe für Zuwiderhandelnde.**) Nach der kurzen Erstarkung des Heidentums unter Julianus begann der ungleiche Kampf um so hitziger. Aus der Zeit Valentinians II. und Theodosius des Großen stammen die beiden heidnischen Zeugnisse, die ich hier noch mitteilen möchte.

Das Heidentum, für das sie eintreten — das wird kaum nötig sein, weiter zu erörtern — ist nicht der alte rohe Götterglaube; den teilten die litterarisch Gebildeten ja längst nicht mehr; hier tritt uns vielmehr der Neuplatonismus entgegen, der einen pantheistischen Gottesbegriff mit den alten Göttersagen vereinigen konnte, indem er sie spiritualisierte, „eine Poesie und Religion der Philosophie," wie ihn Hase nennt. Diesen Romantikern des Heidentums mußte die Zerstörung all der alten Herrlichkeit als unerträgliche Rohheit erscheinen, und wem sein Christentum nicht zur Scheuklappe wurde, dem wird ihr Empfinden sympathisch sein.

Symmachus, ein berühmter Rhetor und römischer Stadtpräfekt, hatte schon im Jahre 382 im Auftrage des heidnischen Teils des Senats vor Gratian die Sache des Heidentums verfechten sollen, als der Altar der Viktoria aus dem Sitzungssaal des Senats entfernt worden war. Damals war er aber infolge christlicher Gegenarbeit nicht vorgelassen worden. Zwei Jahre später richtete er an Valentinian in derselben Angelegenheit einen Appell, dem die folgenden Sätze entnommen sind:***)

. . . . Groß ist die Liebe zum Althergebrachten. Die Einrichtung des verewigten Konstantius verdiente ihre baldige Aufhebung. Was aber wieder beseitigt werden muß, empfiehlt sich nicht zur Nachahmung. Im Interesse Eures Ruhmes wünschen wir, daß ein künftiges Geschlecht an Euren Bestimmungen nichts auszusetzen finde.

Wo sollen wir Eure Gesetze und Verordnungen beschwören? Wo bleibt die heilige Scheu, die die Falschheit vor der Lüge bewahrt? Zwar ist Alles von der Gottheit erfüllt, und kein Asyl bietet den Unwahrhaftigen Schutz vor ihr; aber am sichersten wehrt dem Frevel die Angst vor der Nähe der Gottheit. Jener Altar schützt die allgemeine Eintracht, er bindet den Einzelnen ans gegebene Wort, und Nichts verleiht unseren Beschlüssen mehr Gewicht, als daß der Senat Alles gewissermaßen vor den Augen der Gottheit verhandelt. Soll das Haus entweiht, eine Stätte des Meineids werden? Und das wollen meine erlauchten Gebieter befürworten, deren Sicherheit auf dem Treueid des Volkes beruht? . . .

Denken wir uns, Roma stände hier und spräche zu euch: „Edle Kaiser, Väter des Vaterlandes, habt Achtung vor meinen Jahren, die ich in treuem Dienst der Götter erreicht! Laßt mir die Religion der Väter; ich bin sie nicht leid; gönnt mir, in Freiheit nach meiner Gewohnheit zu leben! Diese Religion hat den Erdkreis unter meine Gesetze gezwungen; diese Tempel haben den Hannibal von den Mauern der Stadt, die Senonen vom Kapitol vertrieben. Blieb ich dazu so lange erhalten, um mich im hohen Alter maßregeln zu lassen? Ueber den Wert der Neuerung mag die Zukunft entscheiden; jedenfalls ist es verspätet sowohl wie beschimpfend, wenn man das Greisenalter eines Bessern belehren will."

So bitten wir um Frieden für die Götter der Väter, der Heimat . . . . Was liegt daran, wie ein Jeder die Wahrheit sucht; um zu einem so erhabenen und geheimnisvollen Ziel zu gelangen, darf man es nicht mit einem Wege allein versuchen. Aber das ist müßiger Streit; hier handelt sichs um unsre Anliegen. Welchen Gewinn hat es Eurer Kasse gebracht, daß den Vestalischen Jungfrauen ihre Vorrechte entzogen wurden? Wollen freigebige Kaiser versagen, was selbst die sparsamsten gewährten? . . . . . Auch Ländereien, die durch letztwillige Verfügung den Jungfrauen und Tempeldienern vermacht waren, enthält ihnen die Staatsverwaltung vor. Ich bitte Euch, Priester der Gerechtigkeit, gebt den Tempeln Eurer Stadt das Erbrecht zurück; laßt die Bürger ihre Testamente machen in dem ruhigen Vertrauen, daß unter Regenten, denen die Habsucht fremd ist, ihre Verfügungen rechtsgiltig bleiben; gönnt der Menschheit dieses Glück! Schon haben jene Vorkommnisse Sterbende beunruhigt. Sollen denn römische Religionen von römischem Recht ausgeschlossen sein? . . . . Das Gesetz der Väter ehrte die Vestalinnen und die Tempeldiener mit einem bescheidenen Unterhalt und billigen Vorrechten. Das blieb unangetastet, bis entartete Wucherer den Unterhalt der Keuschheit auf den Lohn feiler Lastträger herabdrückten. Aber auf diese Schandthat folgte eine allgemeine Teuerung; denn eine Mißernte machte die Hoffnung sämtlicher Provinzen zu nichte. Das lag nicht am Boden, nicht an Wind und Wetter; weder Meltau noch Unkraut hat die Ernte zu Grunde gerichtet: das dürre Jahr war eine Strafe für jenen Frevel; es durfte Keiner genießen, was man dem Dienste der Götter versagte . . . . . So laßt Eure Gnade walten über den Heiligtümern allen, vornehmlich aber über denjenigen, die Eure Vorfahren einst groß gemacht. Vergönnt uns ihre Pflege, damit Ihr ihren Schutz genießt! . . .*)

4

Libanius, ein älterer Zeitgenosse Theodosius des Großen, war Rhetor zu Antiochia. Dem jugendlichen Julian war es seiner Zeit christlicherseits untersagt worden, ihn zu hören. Um so reger waren die Beziehungen während der kurzen Herrschaft Julians. Wahrscheinlich im Jahre 390 richtete Libanius an Theodosius seine Rede „Für die Tempel," aus der hier das Folgende mitgeteilt sei:**)

. . . Dein Befehl war es nicht, daß man die Tempel schließe, daß Weihrauch oder sonstiges Räucherwerk von den Altären der Heiligtümer fernbleibe; jene Schwarzröcke — sie fressen wie die Elephanten und machen durch ihr starkes Trinken denen Mühe, die ihnen bei ihren Gesängen den Wein reichen, verstecken aber ihre Gelüste hinter blassem Aussehen, das sie sich künstlich beibringen — sie sind es, mein Fürst, die Deinem Gesetz zum Trotz, mit Steinen, hölzernen und eisernen Geräten oder auch ohne Werkzeug die Tempel stürmen. Die sind dann verloren; die Dächer werden zertrümmert, die Mauern geschleift, die Bildsäulen niedergerissen, die Altäre zerstört. Die Priester heißt man schweigen oder sterben. Liegt das erste Heiligtum darnieder, so stürzt man sich auf das zweite und dritte; ein gesetzwidriger Triumph reiht sich an den andern. Auch in den Städten wagt man solchen Frevel, vor allem aber in den Landbezirken . . . . Hier erreicht die Frechheit ihren Gipfelpunkt. Sie sagen zwar, es gelte den Tempeln, thatsächlich aber wüten sie um der Beute willen; die Einen plündern die Heiligtümer, die Andern rauben die unglücklichen Landbewohner aus und ziehen mit dem Ertrag ihrer Felder und ihrem Vieh davon. Noch Andern genügt auch das nicht: sie eignen sich auch das Land selbst an unter dem Vorwande, daß es Irgendwem geweiht sei. So sind schon Viele ihres väterlichen Erbteils beraubt worden um eines vorgeschützten Namens willen. Jene aber schwelgen auf Kosten Anderer, sie, die doch behaupten, ihrem Gott durch Fasten zu dienen. Kommen dann die ruinierten Leute in die Stadt zu dem „Hirten" (er verdient den Namen keineswegs) und klagen, was man ihnen angethan, so giebt er den Räubern Recht und schickt die Beraubten mit dem Troste heim, sie könnten froh sein, nicht Schlimmeres erduldet zu haben . . . .

„Wir bestrafen," so sagen sie, „die Uebertretung des Gesetzes, das das Opfer verbietet." Aber darin lügen sie, mein Fürst. . . . Es war in vielen Bezirken Brauch, bei festlichen Anläßen an besonders angesehenen Orten sich zu vereinigen zu Opfer und fröhlichem Schmaus. So hielt mans, so lange es erlaubt war. Dann wurde das Opfer untersagt, im übrigen aber blieb es beim Alten. Lud nun die gewohnte Zeit zum Feste, so folgte man, und wer es ohne Schaden thun zu können glaubte, der feierte den Tag am alten Ort. Von Opfern aber ist kein Wort gefallen; Keiner riet dazu, Keiner folgte;

*) Vgl. Nr. 24. Es sei zur Ergänzung des dort und in Nr. 23 vom Verfasser Gesagten schon hier vorläufig hingewiesen auf das verheißungsvolle Schriftchen: Vom evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen. Unter Mitwirkung von Metz, Rinn, Seyring herausgegeben von Lic. Hans Vollmer. Tübingen, Mohr 52 S. 1 Mk. Soeben erschienen. D H

**) Codex Theodosianus XVI, 10, 2.

***) Die Uebersetzung ist nach Otto Seecks lateinischer Ausgabe in den Monumenta Germaniae historica, auctores antiquissimi VI, 1 gegeben.

*) Vgl. Carl Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum (Leipzig, Grunow 1900) — den feinen Abschnitt über die Religion im Römerstaat. D H

**) Nach der griechischen Ausgabe von Reiske übesetzt.

und von den Gegnern könnte Keiner behaupten, er habe bei solcher Gelegenheit mit eigenen Augen ein Opfer gesehen ....

Wenn sie sagen, sie hätten durch ihr Vorgehen Einige umgewandelt und zu ihrem Glauben „bekehrt", so wisse, daß es sich um Schein-, nicht um wirkliche „Bekehrung" handelt. Thatsächlich sind solche Leute sich selbst nicht untreu geworden, sie geben es nur vor ... Sie machen die Zeremonien mit, stehen zum Schein dabei, wenn die Andern beten, selbst aber rufen sie, wenn überhaupt zu Jemandem, zu den Göttern — an solcher Stelle freilich nicht mit Recht. Und wie bei der Tragödie derjenige, der die Rolle des Tyrannen spielt, nicht wirklich ein Tyrann ist, sondern das, was er auch ohne die Maske war, so bleibt auch von jenen „Bekehrten" ein jeder unentwegt, was er war, und giebt sich nur den Schein der Sinnesänderung .....

Es sage mir doch Einer von denen, die vom Amboß, aus der Werkstatt herkommen, und sich anmaßen, von göttlichen Dingen mitzureden: in wessen Dienst haben es denn die Römer von den geringsten Anfängen zu solcher Macht gebracht, im Dienste des Christengottes oder in deren Dienst, denen die Tempel und Altäre geweiht waren, von denen sie durch den Mund der Seher vernahmen, was zu thun war? ... Auch Marathon verdankt seinen Ruhm den zehntausend Athenern nicht mehr, als dem Herakles und dem Pan; und den großen Sieg bei Salamis erfochten nicht nur die Schiffe der Griechen, sondern auch die Gesänge zum Preise der Götter, mit denen die Bundesgenossen von Eleusis her zum Seekampf zogen. Tausend Kämpfe könnte man aufzählen, die die Gunst der Himmlischen lenkte; und über den Zeiten der Ruhe und des Friedens haben sie wahrlich nicht minder gewaltet ...

Wenn Du, mein Fürst, den Tempelfrevel gutheißest und gestattest, so müssen wirs tragen, mit Kummer zwar, doch so, daß du siehst, wir können gehorchen. Wenn aber jene Menschen ohne deine Erlaubnis erstürmen werden, was ihnen bisher noch entging, oder was in Eile wiedererstand, dann, wisse, werden die Landeigentümer sich selbst und das Gesetz verteidigen.

Es sind zum Teil recht unerfreuliche Züge, die uns das Bild der triumphierenden Kirche bietet. Was groß ist an ihr in den Zeiten der Unterdrückung, soll und kann dadurch nicht aufgehoben werden. Aber das ist genugsam bekannt; hier kam es darauf an, das Zeitbild zu vervollständigen, in dem auch tiefe Schatten nicht fehlen. Das Christentum, wie es Gestalt gewinnt in der großen Welt, war und bleibt zu allen Zeiten unvollkommen und erscheint uns oft gar bis zur Unkenntlichkeit entstellt; seine eigentliche Heim- und Pflegestätte bleibt eben stets das einzelne Menschenherz.

Hans Vollmer

Zur Geschichte des geistlichen Schauspiels

Das Oberammergauer Passionsspiel hat in diesem Jahre wieder die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf das geistliche Drama gelenkt. Es dürfte deshalb wohl für Viele von Interesse sein, zunächst über dessen historische Entwicklung ein Wort zu sagen.

Schon im kirchlichen Altertum finden wir eine Spur des geistlichen Dramas in dem Werke „Der leidende Christus" (χριστὸς πάσχων) von Gregor von Nazianz († 390). In späteren Jahrhunderten entstanden allmählich in den Klöstern Schauspiele, die der heidnischen Litteratur entgegen wirken sollten; die bekanntesten sind die Komödien der gelehrten Nonne Roswitha (um 980).

Mit der Ausbildung der Liturgie trat auch das dramatische Moment, das von Anfang an in ihr enthalten war, immer mehr hervor.

So wurde z. B. der Passionstext am Palmsonntage von verschiedenen Klerikern vorgetragen. Schon früher im zehnten Jahrhundert hat die ausgeprägt dramatische Zeremonie der Visitatio Sepulchri am Ostermorgen stattgefunden. W. Creizenach*) weist darauf hin, daß ihre erste Spur in dem Liber Consuetudinum zu finden sei, einer Gottesdienstordnung für die englischen Klöster aus dem Jahre 967, deren Verfasser die Consuetudines auswärtiger Klöster, z. B. von Fleury-sur-Loire und Gent in Betracht gezogen hat. Die Zeremonie begann nach der Matutin des Ostersonntags. Ein Kleriker erschien, mit der Albe bekleidet und einem Palmzweige in der Hand, und ließ sich an dem leeren „heiligen Grabe" nieder, sodann traten drei andere Kleriker, mit Weihrauchfässern und in Chormänteln langsam auf ihn zu und deuteten durch Geberden an, daß sie Etwas suchten. Nun begann der erste Kleriker, der den Engel darstellte, mit ihnen einen Wechselgesang, in dem das Gespräch der Frauen mit dem Engel am Grabe Christi enthalten war. Nach dessen Beendigung hob er die über das Grab gebreitete Decke auf und zog das Leinentuch aus dem Grabe hervor. Die drei andern Kleriker ergriffen das Tuch und breiteten es, gegen den Chor gewendet, aus, um anzudeuten, daß der Herr erstanden und nicht mehr mit dem Linnen umhüllt sei. Sodann sangen sie: **Surrexit Dominus de sepulchro** (Der Herr ist vom Grabe erstanden), und der Prior des Klosters stimmte das Tedeum an. Später fügte man noch Sätze aus der Sequenz: **Victimae Paschali laudes**, deren zweiter Teil ein Dialog ist, in den Gesang der Kleriker ein, und der Chor respondierte: **Credendum est magis Mariae veraci quam Judaeorum turbae fallaci** (Mehr ist zu glauben der wahrheitsliebenden Maria, als der falschen Menge der Juden).

*) Geschichte der neueren Dramas. Erster Band. Halle 1893.

Nach und nach bildete sich diese Zeremonie immer mehr dramatisch aus. So stellte man z. B. auch die Szene dar, wie Magdalena weinend am Grabe sitzt und Christus ihr erscheint. An manchen Orten fügte man zur Belustigung des Volkes auch noch einen Wettlauf der Apostel Petrus und Johannes nach dem Grabe bei. Schließlich trat in diesen liturgischen Osterspielen die Person Christi in den Mittelpunkt. Christus erschien als Triumphator über den Tod, in weißen Gewändern, die Kreuzesfahne in der Hand haltend.

Aehnlich wie das Osterspiel bildete sich allmählich auch das Weihnachtsspiel aus, von dem, wie Léon Gautier in seiner Histoire de la poésie liturgique au moyen-âge (Les tropes. t. I. Paris 1886. S. 218) nachweist, bereits in einer Oxforder Handschrift aus dem elften Jahrhundert Spuren vorhanden sind. In Frankreich wurde mit dem Weihnachtsspiel der Gottesdienst dramatisch eingeleitet. In Rouen z. B. finden wir im dreizehnten Jahrhundert folgendes liturgische Spiel vor dem Hochamte am Weihnachtsfeste. Ein Knabe, der den Engel vorstellte, verkündete von einer Erhöhung von dem Chore aus die Geburt Christi. Fünf Kleriker traten darauf als Hirten auf die Weihnachtskrippe zu, die hinter dem Altare aufgestellt war. Gleichzeitig sangen oben in der Kirche Kinderstimmen: Gloria in excelsis Deo. An der Krippe traten den Hirten zwei andre Kleriker in Dalmatiken entgegen, die sie fragten: Quem quaeritis in praesepe, pastores, dicite (Wen suchet ihr in der Krippe, ihr Hirten, saget). Die Hirten antworteten: Salvatorem Christum Dominum, infantem pannis involutum, secundum sermonem angelicum (Den Erlöser, Christus den Herrn, als Kind in Windeln gewickelt, nach der Verkündigung der Engel). Die Kleriker wiesen nun auf das Jesuskind in der Krippe und auf die neben ihrem aufgestellte Gestalt der Jungfrau Maria hin, indem sie sangen: Adest hic parvulus cum Maria, matre sua, de qua vaticinando Isaias Propheta: ‚Ecce Virgo concipiet et pariet filium.' Et nuntiantes dicite, quia natus est. (Es ist hier das Kind mit Maria, seiner Mutter, von der weissagend der Prophet gesagt hat: „Siehe die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären." Verkündiget und saget, daß er geboren ist). Die „Hirten" beteten sodann das Kind an und zogen in den Chor zurück, wo sie als Kantoren zum Introitus der Weihnachtsmesse mit dem Gesange übergingen: ‚Alleluja, Alleluja! Jam vere scimus Christum natum in terris, de quo canite omnes cum Propheta dicentes: Puer natus est etc.' (Halleluja, Halleluja! Nun wissen wir wahrlich, daß Christus auf Erden geboren wurde; von ihm singet Alle mit dem Propheten: Ein Kind ist uns geboren etc. S. Creizenach S. 58.)

Im elften Jahrhundert bildeten sich auch liturgische Spiele am Dreikönigsfeste und am Feste der unschuldigen Kindlein aus, in denen unter andern die Gestalt des Herodes auftrat.

Noch im selben Jahrhundert begann man bereits an manchen Orten die liturgisch dramatischen Szenen des Weihnachtszyklus und die des Osterzyklus (mit Einbeziehung der Passion) zu größeren Spielen zu verbinden, die sodann vom eigentlichen Gottesdienst abgetrennt und ‚ludus' genannt

wurden. Sie gewannen allmählich großen Umfang, da immer wieder neue Szenen und Zwischenspiele eingefügt wurden. Eines der ausgedehntesten dürfte das lateinische Benediktbeuerer Weihnachtsspiel aus dem dreizehnten Jahrhundert gewesen sein, in das zahlreiche historische Bilder eingefügt sind.*)

Bereits im zwölften Jahrhundert wurde gegen die Ausartungen der geistlichen Spiele lebhaft in geistlichen Kreisen protestiert. Man erklärte sie für Teufelswerk, durch die das Gotteshaus entweiht würde. Im Jahre 1210 erließ Innocenz III. ein Dekret gegen die Theatervorstellungen in der Kirche, und mehrere Synoden traten ihnen hierauf entschieden entgegen. So beschloß im Jahre 1227 eine Trierer Synode: Non permittant sacerdotes ludos theatrales fieri in ecclesia et alios ludos inhonestos (Die Priester sollen nicht gestatten, daß Theaterspiele und andre unehrbare Spiele in der Kirche stattfinden). Auch eine Utrechter Synode von 1293 verbot sie in ähnlicher Weise.

In Spanien erließ Alfons X. ein Gesetz um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, in dem den Klerikern untersagt wurde, Spottspiele (juegos de escarnios) in den Kirchen aufzuführen, weil sie viel Häßliches und Unanständiges enthielten; sie werden dagegen darauf hingewiesen, daß es Vorstellungen gebe, die den Geistlichen erlaubt seien, z. B. die Weihnachtsspiele, Epiphaniespiele, Passions- und Osterspiele; diese müßten aber in Ordnung und Gottesfurcht, in den großen Städten, wo Bischöfe und Erzbischöfe seien, und auf deren Wunsch oder den ihrer Stellvertreter, nicht mit Rücksicht auf schnöden Geldgewinn vollzogen werden.

Die päpstlichen und Synodalbestimmungen hatten zur Folge, daß allmählich die geistlichen Spiele außerhalb der Kirche abgehalten wurden. Das geschah übrigens mit der Zeit auch deshalb, weil der Raum der Kirchen für die Aufführungen nicht mehr zureichte. Vorerst wirkte der Klerus noch in einzelnen Rollen mit, jedoch gelangten die außerhalb der Kirche abgehaltenen Spiele immer mehr in die Hände der Laien.

Allmählich wurde die Volkssprache im geistlichen Spiel vorherrschend, nachdem sie sich in den Zwischenspielen eingebürgert hatte. Bereits im zwölften Jahrhundert findet man vielfach nur noch die Chorgesänge in lateinischer Sprache. In Deutschland wurden zunächst einzelne liturgische Texte in die Volkssprache übersetzt, wie z. B. aus dem Ludus paschalis sive de passione Domini (in einer Benediktbeuerer Handschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert) hervorgeht. In diesem Passionsspiel ist auch eine schöne Probe der gewöhnlich in der Volkssprache gesungenen Marienklage zu finden. Die Verse lauten:

O weh, o weh mir heute und immer weh!
O weh, wie sehe ich nun an das liebste Kind,
Das je gewann auf dieser Welt ein Weib!
Laßt leben mein süßes Kindelein
Und tötet mich, die Mutter sein,
Maria, mich viel armes Weib.

Mit der Einführung der Volkssprache fiel auch der liturgische Gesang größtenteils fort. Die Uebersetzungen und neu gedichteten Verse wurden in der Regel einfach rezitiert.

Das geistliche „Spiel“ wurde nach seiner Weiterentwicklung in die Unterabteilungen der Mysterien und Mirakelspiele geschieden.

Die Bezeichnung „Mysterien“ ist aus ministerium in der Bedeutung vorschriftsmäßig durchgeführte Handlung gleich „Gottesdienst“ entstanden und nur fälschlich von mysterium abgeleitet worden. (Wackernagel, Geschichte der Deutschen Litteratur. 1. Bd. 2. Auflage. Basel 1879. S. 383). In einem Privileg Karls VI. vom Jahre 1402 wird diese Bezeichnung für die kirchlichen Spiele noch „Misterre“ geschrieben. Unter Mysterien verstand man die alten liturgischen Spiele an den Festen des Kirchenjahres, während die Mirakelspiele die aus den Heiligenlegenden entnommenen geistlichen Dramen waren.

Nach der Einführung des Frohnleichnamsfestes im Jahre 1264 benützte man die übliche Prozession zur Aufführung umfangreicher geistlicher Dramen. In England wurden sie vom vierzehnten Jahrhundert an von den Zünften dargestellt. Die Vorstellungen fanden auf fahrbaren Gerüsten statt, zur Aufführung der einzelnen Szenen wurde die Frohnleichnamsprozession unterbrochen. Auch in Deutschland, z. B. in Zerbst, Freiburg im Breisgau, Künzelsau, München, waren die Frohnleichnamsspiele sehr beliebt.*) Sie stellten mitunter, wie z. B. das Künzelsauer vom Jahre 1479, die ganze Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum jüngsten Gerichte dar.

Die lange Dauer dieser Frohnleichnamsspiele veranlaßte die Behörden an manchen Orten zu der Bestimmung, daß sie von der Prozession getrennt und an einem andern Tage abgehalten werden sollten.

Am Ende des Mittelalters tauchte eine neue Art geistlicher Spiele, die sogenannten „Moralitäten“ auf. Das waren moralisch-allegorische Dramen, in denen Tugenden und Laster und sonstige Abstrakta personifiziert wurden, wie dies zum Teil schon in älteren Dramen z. B. im Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi (1160), und im Benediktbeuerer Weihnachtsspiel geschah. Für die Ausbildung dieser neuen Spiele war in Frankreich besonders die Korporation der Basochisten, der Prokuratoren und Advokaten, thätig. Sie pflegte bei Aufstellung des Maibaumes im Hofe des Justizpalastes lustige Stücke aufzuführen, die sich anfangs großer Beliebtheit erfreuten. Aber nach Gründung der Confrérie de la Passion (1402) wandte sich das Interesse des Volkes den Passionsspielen der letzteren zu. Die Gilde suchte nun, da die Confrérie bereits das Privilegium für ihre Mystères hatte, eine neue Art von ernsten Dramen zu finden, um das Volk wieder für ihre Aufführungen zu gewinnen.

Auch in andern Ländern fanden bald die Moralitäten größere Verbreitung. In England wurde eine große Anzahl dieser allegorischen Dramen gedichtet. Eines der bemerkenswertesten ist die Moralität ‚Every man,‘ in der das menschliche Geschick dargestellt werden soll. Am Beginn derselben klagt Gott über die Sündhaftigkeit der Menschheit und verkündet dem Every man, dem Vertreter des Menschengeschlechts, daß er dem Tode verfallen sei. Entsetzt sucht nun dieser Rettung bei der Verwandtschaft und bei den Reichen, die ihm bekannt sind, jedoch vergeblich. Alles verläßt ihn. Nach längerem Zögern fleht er schließlich die Gutthat an, ihm zu helfen. Sie tadelt ihn, daß er sie so lange vernachläßigt, führt ihn aber zu ihrer Schwester, der Weisheit, damit diese ihm beistehe. Von ihr wird er einem heiligen Manne „Bekenntnis“ überwiesen, der ihn zur Einkehr in sich selbst veranlaßt und ihm eine Buße auferlegt, die Every man auch gerne verrichtet. Er geht sodann fort, um die Sakramente zu empfangen. Als er zurückgekehrt ist, überfällt ihn Todesschwäche, Stärke, Schönheit, Ueberlegung und die fünf Sinne nehmen Abschied von ihm, nur die Gutthat bleibt bei ihm bis zu seinem Tode. Nachdem er gestorben, steigt ein Engel vom Himmel und singt das Requiem.

Das geistliche Mysterienspiel entartete am Ende des Mittelalters vollständig. Einzelne „Mysterien“ waren ganz im burlesken Ton abgefaßt. Es erscheint geradezu unglaublich, daß auch mit der Person Christi mitunter in den Passionsspielen Scherz getrieben wurde; wie z. B. in dem Donaueschinger. Hier wird während des ersten Verhörs ein Stuhl für Jesus hingestellt. Als er sich setzen will, zieht ihn Malchus weg, sodaß Jesus niederfällt. Im Augsburger und Alsfelder Passionsspiel führen die Juden, während Christus am Kreuze hängt, um dasselbe einen grotesken Tanz unter Gesängen aus. (Creizenach S. 201.) Auch Gott Vater spielt mitunter in Passionsspielen eine höchst eigenartige Rolle. So wird z. B. in einem französischen „Mystère“ nach der Kreuzigungsszene Gottvater, der während derselben auf seinem Himmelsthron ge-

*) Manche Stellen darin sind wohl vollendet in ihrer Eigenart, wie z. B. die folgende szenische Anweisung im Texte: Maria vadat in lectum suum, quae jam de spiritu sancto concepit, et pariat filium, cui assideat Joseph in habitu honesto et prolixa barba.

*) Vgl. C. v. Winterfeld, Zur Geschichte der heiligen Tonkunst. 2. Band. Leipzig 1852. S. 299.

schlafen hat, von einem Engel geweckt, der zu ihm vorwurfsvoll spricht:

Père éternel, vous avez tort
Et devriez avoir vergogne,
Votre fils bien aimé est mort
Est vous dormez comme un yvrogne.

Gott Vater frägt darauf: Il est mort? worauf der Engel ausruft: D'homme de bien! Gott Vater erwidert: Diable m'emporte, qui en savais rien. (H. Alt, Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnisse historisch dargestellt. Berlin 1846. S. 389.)

Mitunter finden sich auch harmlosere Scherze in den Passionsspielen, wie z. B. die Darstellung der Teufelsküche in der französischen Moralität: ‚Bien avisé, mal avisé,' die im Jahre 1439 in Rennes aufgeführt wurde.

Die Mal-avisés werden am Höllenthore mit großem Freudengeschrei von den langgeschwänzten Höllenbewohnern empfangen und in die Herrschaftsküche der Hölle geführt, wo sie von „Serviteurs à la mode" mit Teufelsbraten und Höllensauce regaliert werden. Als sie sich weigern, die sonderbaren Gerichte mit Rücksicht auf ihren schwachen Magen aufzunehmen, werden diese ihnen einfach eingeschüttet. Sodann werden sie unter Hohngelächter des Teufels in den Höllenschlund hinabgestoßen. (Parfait, Histoire du théâtre français. II. p. 124 ss)

Nach und nach wurden die komischen Zwischenspiele von den geistlichen Dramen losgelöst, und das Volk gab ihnen den Vorzug vor den ernsteren religiösen Vorstellungen.

Diese Zwischenspiele (in Deutschland die Fastnachtsspiele, in Frankreich die Entremets, in England die Interludes), in denen die Thorheiten der Menschen gegeißelt wurden und auch die politischen Gegensätze zum Ausdruck kamen, nahmen zumeist auch einen antikirchlichen Charakter an, indem sie die Immoralität des Klerus brandmarkten und verspotteten. Besonders bezeichnend für letztere Richtung ist unter andern das Spiel von Frau Jutten, das übrigens im allgemeinen ernst gehalten ist. Diese Geschichte der Päpstin Johanna wurde im Jahre 1480 von von Theodorich Schernbach verfaßt und von Gottsched (Nöthiger Vorrath) veröffentlicht. Schon früher war in einzelnen Spielen die polemische Tendenz gegen den Klerus zum Ausdruck gekommen. So wurde z. B. im Jahre 1313 bei einem Hoffeste anläßlich der Erteilung des Ritterschlags an die Söhne Philipps des Schönen ein Spiel von Reinecke Fuchs aufgeführt, der als Priester, Bischof, Erzbischof und zuletzt als Papst, Hühner und Küchlein fressend, auftrat.

Zur Zeit der Reformation mehrten sich natürlich diese polemischen Spiele in allen Ländern. Zu den bekanntesten gehören die, die Nikolaus Manuel Deutsch in Bern im Jahre 1522 zur Aufführung brachte und in denen der Gegensatz zwischen dem armen, leidenden, demütigen Christus mit seinen wahren Jüngern und dem geldgierigen, weltliebenden und hoffärtigen Papst und seinem Klerus veranschaulicht wurde.

Anton Schorus aus Hogstraten in Brabant ließ durch seine Schüler in Heidelberg ein Spiel aufführen, in dem die Religion als hilfesuchendes Weib an den Palästen der Könige und Großen abgewiesen, bei den Armen und Geringen des Volkes aber freudig aufgenommen wird. Der Erfinder der englischen Interludes, Heywood, verfaßte ein Merry-Play between the Pardoner and the Frère, the Curate and Neybour Pratte, in dem der Streit zwischen einem Mönch und Ablaßkrämer und einem zur Vermittlung herbeieilenden Pfarrer und Bürger benutzt wird, um eine Schilderung der in allen Ständen des Klerus herrschenden Korruption zu geben. In einem andern Spiel John Bon and Mast Person sucht ein Bauer im Gespräch mit einem Priester die Unrichtigkeit der römischen Abendmahlslehre nachzuweisen. John Bale verfaßte ein Interlude Gods Promesses, in dem er die protestantische Lehre von der Erbsünde und Gnade verteidigte. Auch Eduard VI. von England soll ein Spiel gegen die katholische Kirche The Whore of Babylon verfaßt haben. Gelegentlich der Ankunft der Maria Stuart in Schottland führte man wiederholt Reformationsspiele auf. Dagegen wurden katholischerseits, z. B. schon unter Heinrich VIII. in Greenwich, Spiele gegen Luther und die Reformation gegeben. Bekanntlich hat auch Calderon in einem Auto La cisma de Inglaterra den Untergang des Kardinals Wolsey und der Anna Boleyn sowie anderseits den Triumph der Königin Maria von England dargestellt.

Nach der Wiederbelebung des Studiums der klassischen Litteratur verbreitete sich allmählich die neuere Schulkomödie im Gegensatz zu den Volksspielen, die in Bälde gleichfalls interkonfessionelle, polemische Tendenz annahm, wie sie z. B. in des Rivander Lutherus redivivus, einem Angriff auf die calvinistische Abendmahlslehre, oder des Nikodemus Frischlin Phasma gegen die Sekte der Wiedertäufer und andere Sekten hervortritt. Jedoch mußte die Schulkomödie mit der Zeit wieder dem Volksspiel weichen, das zur Zeit der Reformation namentlich in Deutschland durch Hans Sachs, den Verfasser einer großen Anzahl geistlicher Dramen, ausgebildet wurde. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurden im protestantischen Deutschland, von Pastoren und Lehrern verfaßt, eine Anzahl biblischer Schauspiele an Festtagen in Schul- und Rathäusern aufgeführt. Im Gegensatz zu diesen einfachen Darstellungen schufen die Jesuiten Schauspiele, in denen sie mit allen Wundern der theatralischen Kunst zu wirken suchten und in denen auch der weltliche Charakter mehr hervortrat. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts trat sodann neben dem geistlichen das historische Drama oder moderne Text- und Gesellschaftsspiel immer deutlicher hervor. Und in Spanien bildete sich das geistliche Drama durch die Schöpfungen eines Lope de Vega und Calderon de la Barca noch fort.

Im katholischen Deutschland wurden die Passionsspiele bis zur „Aufklärungsperiode" am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo man diese mittelalterlichen Traditionen möglichst auszutilgen suchte, noch an vielen Orten aufgeführt; namentlich erhielten sie sich in den abgeschlossenen Gebirgsthälern von Bayern und Oesterreich. Das berühmteste von den noch erhaltenen Passionsspielen ist das Oberammergauer geworden. Neben diesem, dem wir besondere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, existiert noch ein Passionsspiel in Brixlegg. Auch in Stieldorf in der Rheinprovinz hat man ein solches in den letzten Jahren aufgeführt. Im Jahre 1897 (am weißen Sonntag) haben die Beuroner Benediktiner in der Kirche der Abtei Emmaus in Prag wieder ein liturgisches Osterspiel zur Darstellung gebracht. Auch in Süditalien und Sizilien hat sich in neuerer Zeit ein reges Interesse an geistlichen Spielen gezeigt. (Th. Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien. Berlin 1885.) Es ist aber kaum zu erwarten, daß derartige Versuche zur Wiederbelebung der geistlichen Spiele sich noch im zwanzigsten Jahrhundert mehren werden.

Charles Henri

Verschiedenes

Aus Shanghai und Tsingtau. Der Ostasiatische Lloyd vom 11. Mai 1900 giebt Bericht über die Grundsteinlegung der evangelischen Kirche in Shanghai, für deren Bau auch durch unser Blatt Gaben gesammelt worden sind. Die Rede, mit der Pfarrer Hackmann die Feier einleitete, werden wir in nächster Nummer abdrucken. Sie ist wie ein lebendiges Echo aus weiter Ferne auf die Forderung Rathgens neulich in Karlsruhe, daß wir besser unsre Pflicht thun sollen in der kirchlichen Versorgung unsrer Volks- und Glaubensgenossen überall. Auch Vizeadmiral Bendemann that drei Hammerschläge mit dem Geleitwort: „Möge diese Kirche allezeit nähren und pflegen den Glauben an die Kraft unsers evangelischen Christentums, die Liebe zu Gott, Kaiser und Reich und unsern Mitmenschen, die Hoffnung auf den Fortschritt der Menschheit im christlichen Geiste!" Die Kirche soll im Herbst 1901 vollendet sein. Das Grundstück hat die deutsche Gemeinde im Frühjahr 1898 um 60000 Mk. erworben.

In Tsingtau hat der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein endgiltig den Bau eines Missionshospitals beschlossen. Würde der Staat einen solchen Bau, der dringend notwendig ist, unternehmen, so würden die konfessionellen Schwierigkeiten sich hart fühlbar machen. Darum muß das Opfer gebracht werden. Mag vom Staat auch ein Zuschuß zu erhoffen sein, so wird der Verein noch genug aufzubringen haben. Die Baukosten sind auf 100000 Mark veranschlagt. Da der gesamte bare Nachlaß des Missionars D. Faber, der dem Verein zugefallen ist, rund 42000 Mark, mit für das Hospital

verwendet werden wird, soll es den Namen „Faberhospital“ tragen. Als Arzt ist von der Mission Dr. Dipper aus Plieningen bei Stuttgart gewählt. Er studiert jetzt die missionsärztlichen Einrichtungen in England und wird im Herbst hinausgesandt werden. — Missionar Schüler, bisher Repetent in Marburg, ist am 20. April glücklich in Tsingtau eingetroffen und hat den Dienst an der evangelischen Gemeinde und Garnison übernommen. Pfarrer Wilhelm (Blumhardts Schwiegersohn) ist dadurch ganz für die eigentliche Missionsarbeit freigeworden. Daß die Missionare sich zunächst der deutschen Christen draußen anzunehmen haben, gehört zu den obersten Grundsätzen des Vereins. Es steht wohl zu hoffen, daß diese Praxis immer mehr Anerkennung und Nachfolge finden wird. — Leider ist telegraphische Nachricht eingegangen, daß das neuerbaute Wohnhaus für die Missionare in Tsingtau vom Sturm zerstört wurde. Näheres unbekannt, jedenfalls ein harter Schaden für die Missionskasse. Und umso unbequemer, als auch der Bau einer Chinesenschule von der Mission beschlossen ist und dafür 15000 Mark zu verausgaben sind. Vielleicht haben unsre Freunde und Leser ein Herz für das in Gottes Namen aufblühende Werk in China und helfen mit. Zumal wir jetzt wieder im Namen der Zivilisation mit den Chinesen blutige Händel bekommen haben: da gilts doppelt eifrig zu sein auch im Kampf für den Friedefürsten. R

— **Mission und Weltpolitik.** Wir erhielten eine sehr temperamentvolle Zuschrift zum Abdruck über das auf dem Kongreß in Karlsruhe gefallene Wort: „Wenn draußen ein deutscher Missionar ermordet wird, so rächen wir ihn nicht als Missionar, sondern als Staatsbürger.“ Die herbe Kritik, die dem diesen Worten folgenden Beifall gewidmet wird, beruht wohl auf einem Mißverständnis. Er galt der Sühne des Mordes an sich wohl weniger als der Befreiung der Mission von ihrem Odium. Aber ich gebe dem Einsender völlig darin Recht, daß trotz dieser Unterscheidung der beanstandete Zustand ein äußerst mißlicher ist. Ich habe dem auch in Nr. 15, Sp. 357 einen so scharfen Ausdruck gegeben, als der Einsender nur immer wünschen kann. Praktisch freilich liegen große Schwierigkeiten vor. Es giebt nur Ein radikales Mittel, zu vermeiden, daß das Schwert hinter dem Kreuze droht. Es muß die Mission mitsamt den europäischen Missionsarbeitern für international erklärt werden. Ist das von Seiten der evangelischen Missionen noch nirgends gefordert worden? Vielleicht belehrt uns einer unserer kundigen Freunde darüber. Die Schwierigkeit beruht jedenfalls nicht darin, daß die Missionen sich gegen diesen Schutz ihres rein religiösen Charakters sträuben werden, als daß die Staaten, die Regierungen, sich die Handhabe ihrer Weltpolitik nicht werden entgehen lassen wollen. Aber daß hier nicht nur eine persönliche, sondern auch eine moralische Gefährdung unsrer Heidenmission durch das Vorgehn der christlichen Weltmächte vorliegt, sollte Niemand leugnen. R

Ein übereilter Angriff. In dem Abschiedsbriefe, den Frau Gnauck bei ihrem Uebertritt zum Katholizismus an den Sekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses gerichtet hat (abgedruckt Chronik der christlichen Welt Nr. 23), bekennt sie ihre Freude an der neu entdeckten Gemeinschaft und Autorität, an der katholischen Antwort auf die Frage: „Gehen wir in dem Wirrnis subjektiver Meinungen einer allgemeinen Auflösung entgegen, oder giebt es noch eine festbegründete objektive Macht?“

Dieses Wort vom Wirrnis subjektiver Meinungen gehört nach Nr. 37 der lutherischen Wochenschrift Der alte Glaube zu den schärfsten Anklagen, die gegen den Evangelisch-sozialen Kongreß je geschleudert worden sind, es ist für ihn geradezu „vernichtend!“

Diese Interpretation ist sehr voreilig, und da der Zusammenhang sie keineswegs nahelegt, unerlaubt. Das „Wirrnis subjektiver Meinungen“ ist für die Konvertitin der Charakter des Protestantismus überhaupt, durchaus nicht des Kongresses vornehmlich. In der Germania Nr. 119 hat Frau Gnauck ausdrücklich erklärt: „Ohne den Evangelisch-sozialen Kongreß hätte ich der Staatskirche schon vor zehn Jahren den Rücken gekehrt.“ Durch diesen Ausspruch erhält ein Satz ihres Erfurter Vortrags von 1895 eine eigentümliche Beleuchtung. Sie sagte damals: „Ich habe begabte einsame Frauen gekannt, die sind zur katholischen Kirche übergetreten eingestandenermaßen, um einer festgeschlossenen Gemeinschaft anzugehören.“

Es ist verständlich genug, daß dieser Gesichtspunkt bei Uebertritten von der evangelischen zur katholischen Kirche immer seine Rolle spielen wird. Dann aber hat der Versuch, für einen solchen Fall irgendwelche Gruppe oder Richtung in unsrer Kirche verantwortlich zu machen, sehr sein Mißliches. Bisher kennen doch nur recht Wenige die seelische Situation, in der Frau Gnauck schließlich ihren Entschluß faßte. Wir rechnen uns nicht zu denen, darum halten wir unser Urteil zurück. Aber wollten wir die Weise des Alten Glaubens befolgen, so könnten wir etwa sagen: „Frau Gnauck hat ihre religiöse Erziehung in dem Lehrerinnenseminar Callenberg empfangen. In dieser Eliteanstalt strengsten Luthertums empfing sie ohne Zweifel die für ihr Leben entscheidenden Eindrücke von der evangelischen Religion. Ihr Uebertritt ist also geradezu vernichtend für den lutherischen Konfessionalismus . . .“ Wir denken nicht im Traum daran, so zu folgern. Aber dem Alten Glauben möchten wir vorschlagen, sich von seiner allerdings „alten“ Weise zu urteilen lieber der noch älteren Art zuzuwenden, die unser Herr Christus seine Jünger gelehrt hat. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg, Mittwoch 4. Juli nachmittags 3 Uhr bei Wuthe: Populär-wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen: Der Mensch in seiner Bestimmung zur sittlichen Persönlichkeit.
Frankfurt a. M., Dienstag 7. August.

Freunde der Christlichen Welt am **Südharz,** die an regelmäßigen Zusammenkünften in Nordhausen oder Ilfeld teilnehmen können, werden gebeten, mir recht bald ihre Adressen mitzuteilen
Wiegersdorf, Post Ilfeld — Lic. Schiele

Chronik der Christlichen Welt
10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Paris
Während der **Ausstellung** hübsch möblierte reinliche **Zimmer** mit vorzüglichen Betten in sehr ruhigem Hause nahe beim Luxembourggarten zu 6—8 Frs. pro Tag. Auf Wunsch auch halbe oder ganze **Pension** zu sehr billigem Preis. Empfehlung durch einen bekannteren Freund der Christlichen Welt. Adr. **Mdme Philippe 7 rue Bara Paris**

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
III Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Zum Hase-Jubiläum!
350 Jahre Jenaischer Theologie.
Eine geschichtliche Skizze
von
Diakonus Ernst Böhme.
Mit vorzüglichem Bild Carl von Hases.
Preis 1.50
Das Bild einzeln auf besserem Carton 1.50
Der Reingewinn zum Besten des Denkmals
Jena O. Rassmann
(Döbereiner Nachfolger)

Ein junges Mädchen
das eine höhere Schule besuchen und sich in der französischen Sprache ausbilden soll, findet **Aufnahme** in einem **Pfarrhaus in Straßburg i. E.** Näheres bei dem Verlag d. Bl.

Hochinteressant für Alle
und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste“** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8° fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.
Ferd. Otto, Weimar

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Verwaltungsbeamte
Preis 50 Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Der Mann aus der Fremde
Von
Heinrich Lüdemann
Erschienen im Verlag von **H. Eichblatt,** Berlin, W. 57 (60 Pfg.)
Wer eine moderne Art der Predigt kennen zu lernen und sich mit einer ebenso neuen, wie echt religiösen Auffassung der Persönlichkeit Jesu bekannt zu machen wünscht, der möge diese elegant ausgestattete Schrift nicht ungelesen lassen.

WANGEROOG
Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

In meinem Verlage erschien:

Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche

zumeist nach eigenen Aeusserungen

dargestellt von

D. Otto Baumgarten

Professor in Kiel

8. M. 1.60. Cartoniert ca. M. 2.10

(Hefte zur „Christlichen Welt“ No. 44)

Zur Erinnerung an Carl Weizsäcker

von

D. Alfred Hegler,

Professor der Kirchengeschichte in Tübingen

8. M. 1.—

(Hefte zur „Christlichen Welt“ No. 45)

Die wissenschaftliche Lage und ihre Anforderungen an die Theologie

von

D. Ernst Troeltsch,

Professor der Theologie in Heidelberg

8. ca. M. 1.25

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte Heft 20)

Die neutestamentliche Lehre von der Seligkeit und ihre Bedeutung für die Gegenwart

dargestellt von

D. Arthur Titius,

a. o. Professor der Theologie in Kiel

Dritter Teil:

Die johanneische Anschauung unter dem Gesichtspunkt der Seligkeit

8. M. 3.20

Adressen zur Versendung von Probenummern

erbeten Verlag der Christlichen Welt

Alfred Lorentz, Specialgeschäft für Theologie,

Leipzig, Kurprinzstrasse 10

bietet an in **completen** und **sauberen** Exemplaren:

Melanchthon, Opera omnia. Ed. Bretschneider et Bindseil. 28 voll. 4⁰. 1839—60. Hprgmtbde. m. Titel. (360.—) 110.—

Herzog-Plitt, Realencyklopädie der protestant. Theologie. 3. Aufl. Bd. 1—6. Gut gebd. (72.—) 55.—

— — 2. (letzte vollständ.) Aufl. 18 Hfrzbde. (216.—) 70.—

Heinze, Max, Prof. der Philosophie an der Universität Leipzig, Die Lehre vom Logos in der griech. Philosophie. 1872. (5.50) 4.—

Die Kritik hat bei den wenigen neuen Erscheinungen über die Logoslehre stets auf die Heinze'sche Arbeit verwiesen, „die durch ihre scharfsinnige und erschöpfende Darstellung noch unerreicht sei.“

Hegel, G. W. F., Werke. Vollständ. Ausgabe. Hrsg. v. Marheinecke, J. Schulze, E. Gans und anderen. 18 Bde. und Supplement. Zusam. in 22 Bdn. 2. Aufl. 1834—45. Steif brosch. 70.—

Encyklopädie des gesamten Erziehungs- u. Unterrichtswesens, hrsg. v. K. A. Schmid. 11 Bde. Gotha 1859—78. Hldr. (172.40) 40.—

Dächsel's Bibelwerk. Neuest. Ausg. 7 Origbde. (82.—) 55.—

— — Aeltere Auflagen. 7 Bde. Geb. 45.—

Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Vol. 1—35, 37, 38. Wien 1866—98. Davon 10 Bde. geb. in Hlwd. m. Titel. Wie neu. (520.50) 360.—

Bibliothek der Kirchenväter. Auswahl vorzügl. patrist. Werke in deutscher Uebersetzung. Hrsg. v. Reithmayr u. Thalhofer. Vollständ. in 80 Bdn. 1869—88. Geb. (200.—) 120.—

Leben u. ausgewählte Schriften der Väter u. Begründer der reformierten Kirche. Hrsg. v. Baum, Christoffel, Hagenbach, K. Pestalozzi, C. Schmidt, E. Stähelin, K. Sudhoff. 10 Tle. in 11 Bdn. 1857-62. Geb. Teilweise vergriffen. (65.—) 25.—

Leben u. ausgew. Schriften der Väter u. Begründer der luther. Kirche. Bearb. v. Köstlin, Schmidt, Uhlhorn, Pressel u. A. 8 Bd. 1861—74. Geb. (41.—) 26.—

Leibniz, G. W., Opera omnia. Nunc primum coll. L. Dutens. 6 voll. Mit Portr. u. vielen Kupfertaf. 4⁰. 1768. Hldr. Unbeschn. 60.—

Luther, M, Sämtliche Werke. Kritische Gesamt-Ausg. Bd. 1—9, 12—15, 19, 20. (Soweit erschienen). Weimar 1883—99. (293.60) 175.—

Schönes brosch., unaufgeschn. Exemplar! Wie neu!

Warneck, G., Abriss einer Geschichte der protest. Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. 5. Aufl. 1899. brosch. (5.—). Wie neu 3.—

Ebers, Gg., u. Herm. Guthe, Palästina in Bild u. Wort. Nebst der Sinai-Insel u. dem Lande Gosen. 2 Bde. Prachtausgabe in Prachtband. (115.—) 60.—

Pestalozzi, H., sämtliche Schriften. 15 Bde. u. 1 Bd. Biographie. 1819—26. Ppbd. m Schild. (65.—) 18.—

Biographie abweichend gebunden.

Grau, Bibelwerk. 2. Aufl. 2 Bde. Eleg. geb. (16.—) 12.—

Nebe, Evangel. u. epistol. Perikopen. Neueste Aufl. Eleg. geb. (à 28.50) à 22.—

Menken, Prophet Elias. Homilien. Neue Aug. 1880. (4.—) 1.50

Reuss, Uebers. d. Alt. Testam. 7 Bde. Eleg. geb. (60.—) 38.—

Polyglottenbibel, von Stier u. Theile. Letzte Ausg. 5 eleg. Hfzbde. (48.60) 34.—

— — Aeltere Aufl. Geb. 19.—

Meyer, Kommentar üb. d. Neue Testam. 16 Bde. 5.—8. Aufl. 1887—97. Orighfz. (133.50) 68.—

— — Letzte Aufl. Gut geb. 84.—

Starke, Synopsis. Ausleg. d. A. u. N. Testam. 9 Bde. 4⁰. 1745—50 geb. 48.—

Bei grösseren Aufträgen **bequeme Theilzahlungen** u. **Annahme** von guten Büchern als Zahlung. Wir versenden grat. u. franco Kat. Nr. 114 (Histor. Theologie) ca. 4000 Nrn. u. Kat. Nr. 115. (Semesterkat. Theologie)

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Heilmann, Sem.-Dir. Dr. K., **Missionskarte der Erde** nebst Begleitwort. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Mit 6 Fig. u. 17 Abb. 4. Aufl. 1,20 M.

Wegner, P. R., **Einzelzüge aus der Arbeit der Rhein. Mission.** Handbuch f. Missionsansprachen. 3,50; geb. 4 M.

Marcks, Dr. Friedrich, **Das Rote Kreuz.** Ein Ueberblick über seine Entstehung und Entwicklung und seine Bethätigung in Deutschland. Mit 3 Kartenskizzen. 1,50 M.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg